Zirkus Berlin

Almanach-Verlag

Zirkus Berlin

Bilder Berliner Lebens

ZIRKUS BERLIN

Bilder Berliner Lebens

Herausgegeben von
Lothar Brieger
und Hanns Steiner

ALMANACH-VERLAG BERLIN

17599229

Rare BK
DD
866
.249
1900z

ENTRÉE

Von Theobald Tiger.

Die Peitsche knallt. Es riecht scharf nach Pferden.
Sei mir gegrüßt, verehrtes Publikum!
Da sitzt du nun und fragst: Was will das werden?
Ich sehe mich in der Manege um.
Paß auf — ich führ' dir unter Clownsgebärden
All unsere Nummern vor — und stell mich dumm . . .
Ich will dir das Programm entrieren!
Zirkus Berlin!
Ihr sollt euch amüsieren!

Zuerst erscheint, im Sattel hoch und zierlich,
kunstreitend: Berolina — (Schwergewicht).
Schwankt auch der Gaul: sie sitzt fest und manierlich,
und niemand bringt sie aus dem Gleichgewicht.
Mal steht sie Kopf, mal nicht — perpetuierlich
habt ihr zwar Angst, daß sie die Knochen bricht . . .
Doch sie schreit: Hussa! — Und fällt nie herunter;
die Jüngste ist sie nicht — doch ejal munter!

Wir haben dann den Mann mit bunten Bällen.
Er ist Jongleur — doch auch Ästhetikus.
Er schleudert die Prinzipien und die schnellen
Holzkugeln, daß euch schwindlig werden muß.
Euch flimmerts schon . . . Er weiß in allen Fällen,
woran er ist — ein wahrer Hochgenuß.
Er wirbelt so mit seinen sieben Sachen —
man sollte ihn zum Dramaturgen machen.

Und einen gibts, zweihundertzwanzig Pfunde,
der ist der allerstärkste Mann der Welt —:
ein Schieber nämlich — aus dem Löwenschlunde
zieht er das liebe Haupt, wenns euch gefällt.
Und einen am Trapez — und in den Pausen
seht ihr die dicken Clowns im Kreise sausen — —
Die Peitsche knallt. Musik! Die Sorgen fliehn!
Zirkus Berlin! —
Zirkus Berlin! —

HAT BERLIN EINE ZUKUNFT?

Von Stefan Großmann.

Vor einem Jahr, in den Novembertagen 1918, hätte ich auf die Frage die Antwort unterschlagen.

Nicht wegen des Geschreis der Franzosen: à Berlin! oder wegen des hysterischen Gekreisches gegen die prussiens. Nie war ich, wenn die schlimmsten Exzesse der Agitation gegen die Boches mir vor Augen kamen — und es hat in der Weltgeschichte keine fanatischere Verzerrung einer Nation gegeben — nie war ich über diese Kundgebungen der Hysterie beunruhigt. Deutschland und Berlin haben nie so ausgesehen, wie Herr Raemakers sie zeichnete, wie der gute, still verblödende Georges Ohnet sie schilderte. Das militaristische Deutschland ist nie Berlin gewesen, so wenig wie Wilhelm II. der Typus des Berliners war. Man mußte wie der Pudel, der aus dem Wasser springt, die schmutzige Flut kräftig vom Fell schütteln und im übrigen darauf vertrauen, daß der Irrsinn eine vorübergehende Erkrankung aller Völker war.

Aber im November 1918 hätte ich doch die Antwort auf diese Frage gescheut, weil einige Wochen lang die Großstadt selber problematisch geworden war! Damals, in den Novembertagen, schien es wirklich einige Wochen lang, als ob plötzlich die schwarzen Wolken am Himmel sich zerteilten, und man einen Moment lang die grünen Fluren einer künftigen Gesellschaft hätte erblicken können. Damals erhoben sich die Propheten an allen Ecken und Enden und verkündeten das kommende natürliche Reich, in dem der

Mensch sein Leben voll erleben kann, nicht verstümmelt durch Zwangsarbeit, nicht eingesperrt im Großstadtviertel, nicht entfremdet der Natur. Damals zog Georg Ledebour durch die schwarzen Gassen des Berliner Nordens und verkündete andächtig lauschenden Armen die nun anhebende Zeit, in der der Geistesarbeiter auch körperlich sein wird, und in der der Handarbeiter auch die Seligkeiten geistigen Tuns spüren wird. Damals trat Gustav Landauer, der Schwärmer, der mit seinem Blick immer ein paar Jahrhunderte übersprungen hat, unter die Münchener Proletarier und malte sein Bild der kommunistischen Siedlungen auf dem Lande aus, der herrschaftslosen Genossenschaft freier Menschen, denen Arbeit nicht nur Pflicht, sondern auch Freude war, die mit Lust den Spaten in den saftigen, braunen Erdboden senken wollten. Wer war in diesen Tagen frei von Rausch? Wenigstens die sozialistische Gartenstadt war nahegerückt, vor unseren Blicken lag die große Cottage-Stadt, jeder Arbeiter in seinem weißen Häuschen, jeder Schaffende Herr seines eigenen Heims mit einem Stück Rasen, ein paar Obstbäumen und einem bißchen Frieden. Unsere Seelen lebten damals nicht von Wirklichkeiten — wehe, wenn sie sich je mit Wirklichkeiten allein begnügen kann — aber damals war das große Phantasterium plötzlich ganz nahe gerückt, die schwarzen Wolken zerteilten sich, und das verheißene Land Moses lag unten im Tal.

Damals hätte ich die Frage: Hat Berlin eine Zukunft? lieber nicht beantwortet, aber wir sind nüchtern geworden, und nur der Nüchterne kann Antwort geben auf diese reelle Frage: Hat Berlin eine Zukunft?

IN DER ELEKTRISCHEN (Ausstellung der Secession) HUGO KRAYN

II.

Entscheidet Nüchternheit, dann hat der Wirtschaftler das erste Wort. Berlin liegt nicht im Mittelpunkte Deutschlands, sondern an der Ostgrenze. Aber die geometrischen Köpfe haben Unrecht. Berlin und Preußen sind groß geworden, weil sie die Brücke bildeten zum Osten, das war der geschichtliche Grund zum Aufblühen Berlins, das wird er bleiben. Das Preußentum, das war immer Übergang zur slawischen Welt, kein Zufall, daß hier tausend Ortsnamen slawischen Ursprungs sind. Noch lange ist diese historische Aufgabe nicht erfüllt. Das große Tor zum Osten, nun fünf fürchterliche Jahre lang verrammelt und verschlossen, wird eines Tages wieder sperrangelweit offenstehen. Die englisch-französische Sphäre mag sich uns sperren wollen (ich glaube auch an die Dauer dieser Sperrung nicht, gerade an dem Tage, an dem diese Zeilen geschrieben werden, hat selbst ein so besessener Hasser wie George Clemenceau das erste Wort der Besinnung gesprochen: „Mit dem Haß löst man nichts"). Wieviel freier wird jedenfalls der Weg nach dem Osten liegen zu dem Russen, der überhaupt hassensunfähig ist, dem Christlichkeit im Blut liegt. Der Weg von Deutschland in die große slawische Welt wird wieder freigelegt werden, die Straße wird die längste der Welt sein, bis tief ins Sibirische wird sie reichen. Während wir hier in Deutschland trockene Brotrinde essen, wird in Sibirien Butter zu Seife verarbeitet, während wir unsere Telephonapparate mit kläglichem Weißblech verderben müssen, liegen ungeheure metallische Schätze unbehoben im sibirischen Land. Weizenfelder, die sich über unendliche Reiche ausdehnen, werden

dort aufsprießen, Baumwollladungen, die wir auf den uns genommenen Schiffen nicht werden transportieren wollen, werden aus dem Süden der slawischen Welt in ungeheuren Sendungen zu uns kommen können. Je härter die Faust der Clemenceaus uns drohen wird, je kälter der englische Kaufmann seine unbarmherzige Rechnung aufstellen wird, um so viel leidenschaftlicher werden wir daran arbeiten müssen, das Tor nach Osten aufzuschlagen, die Straße nach Wladiwostok so breit als möglich zu bauen. Ich könnte jetzt, wäre es meines Amtes, Berge von Statistiken aufmarschieren lassen und mit Ziffern, die Otto Hoetzsch überzeugend untereinandergereiht hat, erhärten, was der gesunde Menschenverstand ersehnt. Kein Zweifel, Berlin wird die große kontinentale Station vor dem russischen Tor erst werden! Wer immer in Rußland regieren wird, ob Sozialisten, Liberale oder ein neuer konstitutioneller Zar, der Aufbau Rußlands wird sich nicht vollziehen ohne den deutschen Organisator. Nie wären Reorganisationen des slawischen Reiches ohne deutsche Assistenz denkbar. Wir werden gelernt haben, zu bauen, ohne zu kommandieren. Die Auferstehung Rußlands wird in Berlin beraten werden. Weil ich an Rußland glaube, deshalb glaube ich an Berlin!

III.

Das zweite Gutachten hätte der Psychologe abzugeben. Berlin ist keine Stadt der Freude. Berlin ist, was auch der heimische Lokalpatriot sage, naturarm, es ist im Sande errichtet. Es hat nicht sehr viel Sonne und Wärme, einen langen Winter vom Oktober bis in den April hinein, einen

schwülen, trockenen Sommer, kurzen Frühling, kurzen Herbst. Keine Stadt, die durch die Schönheit ihrer Umwelt zur Bummelei verführt. Eichendorffs Taugenichts kann hier nicht im Grünen liegen und phantasieren. Er wäre in Berlin W. wie in Berlin N. gleich verzweifelt.

Aber eben diese Kargheit zwingt zur Arbeit! Ich habe Jahre meines Lebens in Paris, in Wien, in Stockholm verbracht. Nirgends in der Welt ist das Arbeiten eine so selbstverständliche Sache wie in Berlin. Nirgendwo habe ich diese kategorische Leidenschaft für die Arbeit gefunden wie hier. Nirgendwo wird Müßiggang so sehr als das eigentliche Laster empfunden wie in Berlin. Der Arbeiter, der programmgemäß sich auf acht Stunden Arbeit in der Werkstätte beschränkt, was tut er in der freien Zeit? Er arbeitet für sich. Nirgendwo sind Bildungsvereine, Vorträge, Fortbildungsschulen eine so selbstverständliche Angelegenheit wie in Berlin. Und das wird noch besser werden. Alkoholverbot, Schlechtigkeit des Bieres, Ungemütlichkeit der Wirtschaftshäuser, erhöhte Spielkartensteuer, dies alles hat zur Folge, daß der Einzelne sich noch mehr auf die Arbeit konzentriert. Selbst wenn er genießt, ist er bereit zur Arbeit. Wenn der Berliner Proletarier abends in seiner Volksbühne im Schweiße seines Angesichts den dunklen Gedankengängen von Immermanns Merlin mit zähem Willen folgt, was leistet er dann anders als Arbeit? Wenn er den ersten Teil von Marx' „Kapital" und Kautskys interpretierenden Schriften Abend für Abend bei seiner Lampe durchkaut, was anders leistet er als Arbeit?

Aber auch die Dame in Berlin W, die vor ein paar Jahren mit heißem Bemühen Cézanne, heute Kokoschka zu nehmen trachtet, ohne Courage zu ihren eigenen, eigentlich doch ein bißchen banaleren Neigungen, was anders leistet sie als Arbeit? Anderswo ist die Arbeit Spiel, hier wird auch das Spiel zur Arbeit.

Berlin ist die Stadt des Intellektualismus.

Wien wird geschwächt und noch im Unglück beglückt durch seine Musik.

Paris lebt und genießt und zerstört durch seine erotische Kultur, die sich durchaus nicht beschränkt auf die großen Boulevards, sondern bis tief in die Proletarierviertel reicht.

London ist die Stadt der praktischen Dinge und Menschen, sie erhält sich und siegt durch die kommerzielle Nüchternheit.

Berlin aber ist stärker als die Wirklichkeit, weil es die Stadt des ausschweifenden Intellekts ist, die Stadt der Theorie, die Stadt der Chemiker und Techniker, die Stadt der großzügigen Organisatoren, die Stadt der künstlichen Nahrungen, die Stadt, die von Büchern entscheidend beeinflußt ist.

Berlin ist die Stadt der Sachlichkeit. Anderswo entscheidet die connaissance, hier entscheidet das Memorandum, anderswo entscheidet die Laune, hier entscheidet die Theorie.

Daraus stammen alle möglichen Laster.

Vor allem ein nicht sehr glücklicher Zustand für die Frau, die anderswo mehr Zeit kostet als hier. In dieser Stadt der Arbeit und Sachlichkeit muß die Frau sich mit dem spärlichen Rest von Zeit begnügen, die dem fanatisch

arbeitenden Manne verbleibt. Tristan, heute lebend, wäre Tristan nur außerhalb seiner Amts- und Geschäftsstunden.

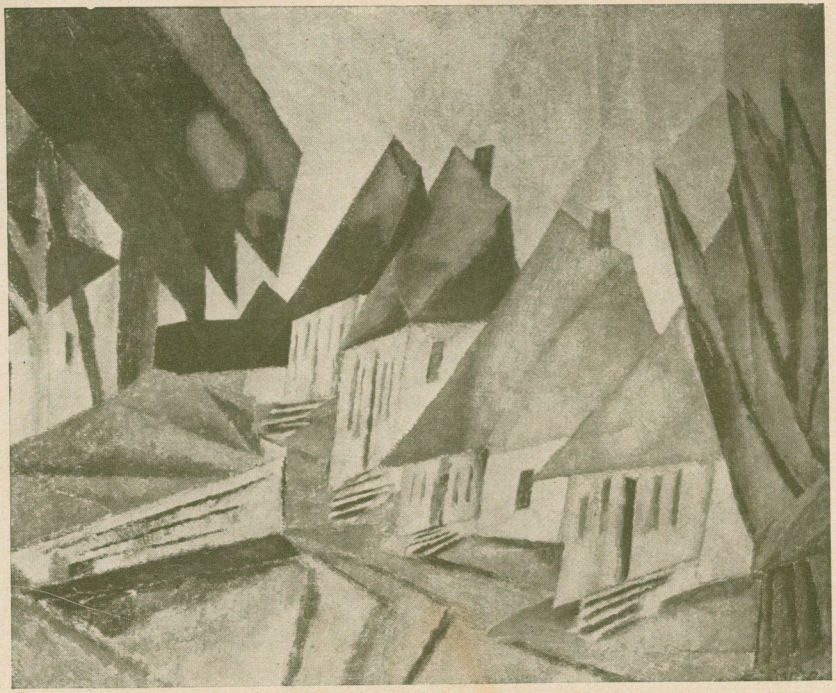
Diese Hingegebenheit an die Sache bewirkt einen Mangel an innerer Beweglichkeit. Nirgendwo wird der Einzelne von seinem Beruf so voll ausgefüllt und so gründlich aufgefressen wie hier. Nicht der Einzelne hat einen Beruf, sondern der Beruf hat jeden Einzelnen! Deshalb wird der Beruf nicht oft genug gewechselt, und dieses Verwachsensein mit einer meistens einseitigen Arbeit erzeugt Enge des Horizonts. Daher der deutsche Typ: der Herr Assessor, der Parteisekretär, der Nichts-als-Nur-Kaufmann, edlere Typen, wie Robert Mendelssohn, Bankier und höchster Lebensgenießer in einem, sterben aus. Auch die Kapitäne der Industrie sind ihre Opfer. Überall fast nur Fanatiker des Berufes, Besessene ihrer Arbeit, Opfer ihrer selbst. Das sind Tragödien für den Einzelnen, der Einzelne hat so nur Gegenwart, aber die Stadt der Besessenen wird stark und mächtig am Wahnsinn des Einzelnen. Diese Stadt frißt unsere Gegenwart; das aber begründet ihre Zukunft!

DER SIEG DER NEUEN KUNST.

Von Lothar Brieger.

Das Verhältnis des Berliners zur bildenden Kunst ist ein ganz eigentümliches, das in seiner Eigenart besonders verstanden sein will. Unter uns und im Vertrauen gesprochen: Der Berliner bringt für die bildende Kunst überhaupt so gut wie nichts mit. Ihm fehlt ganz die naive Empfänglichkeit, die sinnenmäßige Aufnahmefähigkeit, die südlichere Menschen so glücklich der bildenden Kunst gegenüber veranlagt. Der Berliner ist ja überhaupt ein viel zu wenig naiver Mensch. Auch der Berliner Witz ist kein naiver, sondern ein reflektierender. Alles in Berlin hat etwas Künstliches, auch das Künstlerische. Man spricht oft von jungen Kindern mit alten Köpfen. Der Berliner ist so ein junges Kind mit altem Kopf, sein Verstand kommt vor seiner Erfahrung, infolgedessen konstruiert er sich alle Erfahrung, anstatt sie zu erleben. Leute, die das Wesen des Berliners nur unvollkommen kennen, haben wohl manchmal gesagt, der Berliner Witz habe etwas Mürrisches. Dieses scheinbar Mürrische im Wesen des Berliners ist aber nichts anderes, als die Erkenntnis eines gescheiten Menschen, der den natürlichen Wert des Erlebnisses zu begreifen imstande ist und sich bitter darüber ärgert, daß ihm sein eigener Verstand alles Erleben vorweg nimmt.

Nun, dergleichen Wahrheiten zu wissen und zu sagen ist weder sehr angenehm noch sehr dankbar. Aber ohne solche Wahrheiten innerlich zu empfinden, kann man des Berliners Stellung zur bildenden Kunst niemals gerecht be-



DORF SALENTHIN (I. B. Neumann) LYONEL FEININGER

greifen und würdigen. Man kommt dann vielleicht dazu, wie manche allzu kritischen Menschen dem Berliner die künstlerische Produktivität überhaupt abzusprechen, oder man sieht wie manche allzu unkritischen Menschen — sie haben den schlechten Ruf des Berliners rings im Reiche begründet — in Berlin überhaupt Anfang und Ende der Welt. Beides ist natürlich falsch, der Weg muß objektiver gegangen werden.

Fast bis gegen Schluß des vorigen Jahrhunderts, wenigstens aber bis 1890, haben wir, meine lieben Berliner, einen instinktiven und unbegrenzten Widerwillen gegen alles gehabt, was bildende Kunst hieß. Wir besaßen wohl zu allen Zeiten Künstler von Ruf, aber wir machten uns herzlich wenig daraus. Den kleinen Menzel kannten wir, weniger weil er ein großer Maler, als weil er ein richtiger Berliner war, und wir freuten uns, wenn wir ihn bei Josty oder Frederich trafen, weil er so klein war (äußerlich hatten wir jedenfalls meistens viel von ihm voraus), und Begas liebten wir umgekehrt, weil er so groß war, mächtigen Eindruck auf Frauen machte und so vorzüglich Billard spielte. Ja sein gutes Billardspiel hob die Kunst in unseren Augen überhaupt, niemals hätten wir geglaubt, daß ein so minderwertiges Geschöpf wie ein Künstler dergleichen verstünde. Aber damit hörte auch unser Verhältnis zur bildenden Kunst im allgemeinen auf, wir überließen das lieber München, wo nach unserer Vorstellung der einfache Bürger nicht glücklich war, wenn er nicht beim Frühstücksschoppen von der Kathi den neusten Lenbach mit serviert bekam. Man übertreibt ja leicht ein bißchen, aber unser ursprüngliches Verhältnis

zur Kunst ist hiermit zweifellos richtig getroffen. Warum wollen wir es uns nicht eingestehen? Wir können uns solche Ehrlichkeit ja leisten.

Aber um 1890 herum fingen die Berliner an, große Augen zu machen. Eine Welle der bildenden Kunst ging mit einem Mal über Europa. Wir schreiben hier keinen historischen Rückblick, und so wollen wir es uns ersparen, die Welle in ihre einzelnen Tropfen zu zerlegen. Tatsache war es jedenfalls, daß um diese Zeit im europäischen Kunstgefühl die lange vorherrschende Musik wieder einmal durch die bildende Kunst abgelöst wurde, daß die bildende Kunst der allgemeinen Kultur das Gesicht gab, und Berlin, das als führende Musikstadt seine große Rolle gespielt hatte, sah sich in der Gefahr, den Kontakt zu verlieren. Ein zurückgebliebener Berliner, ein schrecklicher Gedanke!

Das ist eigentlich der Grund davon, warum sich das bisher in Sachen der bildenden Kunst höchst interesselose Berlin — auf die Gefahr hin, für reaktionär verschrien zu werden, behaupte ich, daß bis dahin bei uns niemand für Kunst Interesse hatte als die Hohenzollern, ihr Adel und die Juden — mit einem Male Hals über Kopf in den Impressionismus stürzte, gewissermaßen über Nacht nächst Paris die modernste Kunststadt der Welt wurde. Eben noch hatten sich die Leute krampfhaft geweigert, etwa für Liebermanns Flachsspinnerinnen 2000 oder 3000 Mark zu zahlen, jetzt mit einem Male waren sie ungeheuer impressionistisch, standen mit Manet auf und gingen mit Manet zu Bett, und wenn sie noch einen Sichel oder Kiesel hängen hatten, so das doch in einer

STUDIE ATELIER BADEKOW

Art Privatheiligtum. Man muß sagen: Berlin riß Deutschland mit sich fort, Berlin hat es erreicht, daß die Kunst in den alten Kunststätten wie München nicht zur Schablone erstarrte. Berlin riß die Führung an sich und machte die hohe Entwicklung der modernen Kunst in Deutschland erst möglich. Diese Stellung Berlins wird in einer Geschichte der modernen Kunst nie bestritten werden können, es ist das erste Ruhmesblatt Berlins auf dem Gebiete der bildenden Kunst.

Und warum pflückte Berlin dieses Ruhmesblatt? Keineswegs aus innerer Gefühlsnotwendigkeit. Aus Konjunkturſinn. Aus Vorausſicht. Aus dem Drange, äußerlich an die Spitze des Reiches gestellt, auch kulturell zu führen. Es begann um die Jahrhundertwende herum in Berlin ein intensiver Kunstbetrieb, der dem Musikbetrieb um die Jahrhundertmitte herum nichts nachgab.

Dieser Betrieb hat wichtige Folgen gezeitigt. Zuerst wurde Berlin der große Markt für die neue Kunst. Alles was neu war in bildender Kunst, alles, was vorwärtskommen oder bekanntwerden wollte, strömte nach Berlin, weil hier das künstlerische Leben am regsten und unbefangensten, weil hier die Möglichkeit, gehört zu werden, die größte war. Niemals hat Berlin gefragt, ob einer der Maler, die sich ihm boten, ein einheimischer war; es ist über diese enge Begrenztheit der eigentlichen Kunststädte in den großen internationalen Horizont hineingewachsen. Ja, Berlin ist heute als Kunststadt sogar freier als Paris, und es wäre tief schmerzlich und ein großer Verlust für unsere ganze deutsche Kultur, wenn mit der allgemeinen Umwälzung auch das anders werden sollte.

Es gibt keine Stadt in Deutschland, die so imstande wäre, zum großen Staubecken aller künstlerischen Strömungen zu werden, so geeignet, das Feld zu liefern, auf dem die künstlerischen Entscheidungen fallen. Gerade, weil eigentlich gar kein ursprüngliches künstlerisches Temperament vorhanden ist. Gerade, weil keine eigene subjektive Note in die Entwicklung eingreift, gerade, weil Berlin nichts anderes ist und sein will, als der Intellektualismus in der Kunst, als der kritische Richter und Mittler, als das Sprachrohr der Entwicklung.

Damit sind die Richtlinien gegeben. Niemals, glaube ich wenigstens, wird Berlin eine eigene große Kunst haben, nie wird es eigentlich schöpferisch in die Entwicklung eingreifen. Seine großen Künstler werden wohl meistens immer von außerhalb zugereist sein. Aber es wird aus diesen Künstlern, die bis zu dieser Zureise nicht recht vorwärtskommen konnten, etwas machen, es wird ihnen die verdiente Ehre und Wirkung sichern; es ist in dieser Stellung für Deutschland einfach nicht zu entbehren, soll das Land nicht wieder ganz geistig in fremde Abhängigkeit fallen. Jahrhundertelang hat Deutschland Gefühl, Kultur, Kunst und alles mögliche gehabt, aber, ich kann mir nicht helfen, einen richtigen nüchternen Kopf hat es eigentlich nie gehabt. Zu diesem Kopfe wurde Berlin. Ich glaube, daß solche Behauptung nicht eingebildet ist, denn der Kopf ist ja schließlich noch nicht alles. Und ich glaube auch, mögen die Dinge jetzt scheinen, wie sie wollen, daß es nicht zum Nachteil des Ganzen war. Die Stimmen, die jetzt gegen diesen Kopf laut werden,

klingen wie Erinnerungen an die elendesten Zeiten Deutschlands.

In dem Jahre, das jetzt seinem Ende langsam entgegengeht, ist nun in Berlin wieder eine neue Schlacht geschlagen worden: die neue Kunst, das, was man jetzt allgemein, viel zu allgemein, Expressionismus nennt, hat gesiegt. Bereits während der Kriegsjahre drang dieser Expressionismus, noch kurz vor dem Kriege ein beliebter Gegenstand der Witzblätter, in immer weitere Schichten vor. Man kann seinen endgültigen Sieg beinahe mit der Revolution gleichdatieren. Schon vorher wurden einige Namen wie Kokoschka, Meidner, Jäckel, Heckendorf, Nolde, Kirchner, Heckel, Schmidt-Rottluff — um nur ein paar Namen in sehr bunter Reihe zu nennen — von einer kleinen Gemeinde mit großem Respekt genannt, aber Namen vom allgemeinen Klang sind sie doch erst im verflossenen Jahre geworden. Mit einem Male kannte sie jeder, sie wurden von den Kriegsgewinnlern gekauft, sogar die konservativsten Kritiker fingen an, die Möglichkeit nichtimpressionistischer Malerei zuzugeben. Heute liegen die Dinge in der Tat so, daß von Berlin aus die expressionistische Welle in diesem Jahre mit unwiderstehlicher Gewalt über das ganze Reich hingeflutet ist und überall, selbst in den kleinsten Nestern, zu siegen im Begriffe ist. Man muß einmal sehen, was für Ausstellungen selbst so zurückhaltende Städte wie Weimar machen, um diese Tat Berlins vollkommen zu begreifen.

Der Sieg des Expressionismus in Berlin hat sich nicht etwa durch die Große Berliner Kunstausstellung durchgesetzt, die genau so mißlungen, wie sie stets zu mißlingen pflegte, in diesem Jahre zum ersten Male ihre Pforte allen

Richtungen öffnete, aber streng sonderte nach biblischem Prinzip: die Böcke zur Linken, die Schafe zur Rechten. Es hat kein ordnender und kein fruchtbarer Geist über dieser merkwürdigsten und mißratensten aller Großen Berliner Kunstausstellungen geschwebt, das Ganze war wie Kraut und Rüben und wurde auch dadurch nicht besser, daß man das Kraut und die Rüben je auf einen Teller für sich servierte. Die großen Ausstellungen haben in diesem Jahre in Berlin überhaupt kein besonderes Glück gehabt, auch die Ausstellungen der Sezession und der Freien Sezession nicht, so interessante Bilder sie hier und da im einzelnen zeigen mochten. Die Entscheidungsschlachten sind mehr von den großen Ausstellungen auf die privaten Kunstsalons übergegangen. Was bedeutete früher eine Ausstellung der Berliner Sezession! Entzücken, Empörung, neue Richtungen, Stoff für die Witzblätter. Hier wurde Munch entdeckt, hier gaben Rodin, Hodler, Maioll ihre ersten Visitenkarten in Deutschland ab. Diese Zeiten scheinen vorüber zu sein. Die großen Ausstellungen geben heute mehr eine Übersicht dessen, was im Laufe des sonstigen Jahres in Berlin künstlerisch entschieden worden ist; für das breite Publikum, sie sind heute mehr Revuen als Schlachten, wenn die Dinge zu ihnen kommen, sind sie längst entschieden. Die wirklichen Ereignisse liegen in den Privatsalons. Da ist Paul Cassirer in der Viktoriastraße, das richtunggebende Haupt einer ganzen Generation deutscher Kunsthändler. Er hat die erste große Kollektivausstellung Lesser Ury's herausgebracht und damit den seit lange vorbereiteten Sieg dieses Malers entschieden, der heute in der ersten Reihe unserer Meister

DER DICHTER WOLFENSTEIN (I. B. Neumann) MEIDNER

steht, der einzige Monumentmaler des Impressionismus und dabei bereits einer der Frühesten, die dem jüngsten Kunstwollen nahe standen. Auch die Kollektivausstellung Kokoschkas bei Cassirer und die Kollektivausstellung Meidners waren ähnliche Siege, sie haben diesen führenden Temperamenten der neuen Bewegung zur allgemeinen Anerkennung geholfen. Der Salon Gurlitt in der Potsdamer Straße zeigte wieder mehr die sänfteren, nach gewissen dekorativen Wirkungen strebenden Talente der Jugend. Hier führt Max Pechstein, dessen große und flüssige Begabung von der Dekorationsgefahr stark bedroht wird, und der leider zu einer gewissen Akademisierung neigt. Hier stellt Cesar Klein aus, das stärkste reindekorative Talent der jüngeren Generation. Vielleicht aber als den feinsten und stärksten dieser Kunstsalons empfinde ich das kleine graphische Kabinett Neumann im Sezessionsgebäude am Kurfürstendamm, hier ist das künstlerische Wollen eigentlich das ernsteste, hier wird mit der innerlichsten Freude gesiebt, und man sollte diese kleinen, immer verwunderlich leeren Ausstellungen regelmäßig besuchen — eine Ausstellung wie die Feiningers in diesem Jahr wiegt ein Dutzend anderer Ausstellungen auf, — wenn man wirklich den Finger an den Puls der jungen Kunst legen will. Dann wird man auch fähig werden, die Ausstellungen des „Sturm" in der Potsdamer Straße, wo sich die künstlerische Entwicklung am revolutionärsten gebärdet, mit mehr als Kopfschütteln zu durchwandeln und ein Gefühl mitzubringen für die geniale Phantasie eines Chagall, um die stärkste schöpferische Kraft dieses Kreises zu nennen.

Wie schon gesagt, sehr viele gerade der stärksten Talente dieser jungen Bewegung, die jetzt auf der ganzen Linie siegt, sind keine geborenen Berliner, sondern Zugewanderte. Aber Berlin hat zuerst diese Kräfte gesammelt und organisiert, es hat aus ihnen eine geschlossene Sturmschar gemacht, stark genug, die Vorurteile über den Haufen zu rennen. Nichts an dieser ganzen Bewegung ist bodenständig-berlinisch, nur ihre Sammlung und Organisation sind es. Und hier zeigt sich wieder das Geheimnis Berlin: es hat die neue Kunst nicht gefühlsmäßig in seine Arme geschlossen, es hat vielmehr verstandesmäßig erkannt, daß wieder einmal in der Kunst der innerliche Ausdruck über den äußeren triumphiert. Diese Notwendigkeit wird durch kein Gerede über Verwilderung des Technischen aus der Welt geschafft. Solch eine Verwilderung des Technischen ist eine notwendige Begleiterscheinung. Wo eine neue Technik entsteht, muß eine alte zerfallen. Daß Berlin das rechtzeitig erkannte, organisierte und durchsetzte, ist die kunsthistorische Tat der Stadt im Jahre 1919.

Nun nach dem Siege steht Berlin für die nächsten Jahre vor der Tätigkeit des Ordnens. Zeit und Raum für diese Entwicklung sind nunmehr geschaffen. Die nächsten Jahre werden Klarheit darüber bringen, was die neue Kunst ist, wohin sie will, welche Möglichkeiten sie hat. Denn es wäre Torheit, zu glauben, daß dergleichen schon vorhanden ist. Das ist die große Aufgabe für das kluge, unschöpferische Berlin. Merkwürdig und eigentümlich diese Rolle der größten Stadt eines Landes, eigentlich nichts selbst zu schaffen, wohl aber die maßgebende und fruchtbare Auslese zu treffen!

THEATER.

Von Norbert Falk.

Spielzeiten rechnen nicht nach Kalenderjahren. Sie beginnen, wenn die Pflaumen auf den Wagen liegen und enden, wenn die Kommis Strohhüte in die Schaufenster hängen. Diesmal hat es doch eine Saison gegeben, die um Silvester 1919 herum Maske machte.

Sie wurde nicht eingeläutet, sondern eingeschossen. Am 4. Januar. Im Schauspielhaus am Gendarmenmarkt, der noch immer nicht Schillerplatz heißt, spielten sie das Drama: „Ein halber Held" von Eulenberg, der nur ein halber Dramatiker ist; ein Stück aus seiner unverbildeteren Zeit, das mit Scheinwerfern auf den Militarismus Friedrichs II. leuchtend, unter der Herrschaft des zweiten Wilhelm und des zweiten Hülsen nicht aufgeführt worden wäre; jetzt, da die Kronen, Adler und sonstigen Hohenzollernzeichen an den Hoflogenbrüstungen mit Leinewand verhüllt waren, durfte Theodor Becker Eulenbergisch schreien, soviel er wollte. In den Pausen aber hörte man Schüsse krachen aus der Gegend des Kaiserhof; dort lieferten sich Spartakisten und Regierungstruppen, die damals unter der roten Einheitsfarbe noch nicht leicht zu unterscheiden waren, scharfe Gefechte.

Die sogenannte Spartakuswoche hatte eben begonnen. Schießereien, Zeitungsbesetzungen, Streik. Die Straße politisierte und unterstrich ihre Meinung mit Maschinengewehren und Handgranaten. Die Theater, die in der

beispiellosen Hochkonjunktur des vierten Kriegs- und Schieberjahres von der Revolution noch mehr überrascht worden waren als im August 1914 vom Krieg, fanden sich mit dem Ereignis ungleich kühler ab. Damals wars eine geschäftliche Katastrophe, und erst nach den Wochen der 100 Mark-Schauspielerverträge und den kindischen Versuchen, den Spielplan der Zeitstimmung anzupassen und „aktuelle" Stücke zu bringen, besannen sich die Besseren ihrer Art und Kraft und führten auf, was ihnen eine über den Heimatsgeist, über die Durchhaltestimmung wachende Überzensur nicht strich.

Der fühlbarste Gewinn, den die Revolution den Theatern brachte, war die Zerschmetterung eben dieser Zensur. Man durfte doch jetzt nicht nur reden, was man wollte, sondern konnte aufführen, was einem beliebte. Die nächste Folge war, daß die Bühnenleiter sich über alle verboten gewesenen Stücke hermachten; einzelnen war die plötzliche Freiheit unbequem, denn bis jetzt war das Zensurverbot die einzige Ausrede, die ein vom Autor gedrängter Direktor hatte. Andere machten sich in den Tagen des Foxtrott und der Spielhöllen über die Motive aus dem Geschlechtsleben her und benutzten die neue Freiheit zur geschäftlichen Ausmünzung dialogisierter Schweinereien. Die andern, die ernsten, besinnen sich der politischen Dramatik und stellen sich über Nacht auf die politisierte, antimonarchische, sozialistische Stimmung des Tages ein.

Barnowsky führt im Lessingtheater Björnstjerne Björnsons „König" auf; die dramatische Abrechnung des norwegischen Streithahns mit der Monarchie erlebt

vierzig Jahre nach der Niederschrift ihre Berliner Erstaufführung. Vorher wars in Preußen-Deutschland tatsächlich nicht möglich gewesen, vielleicht nicht einmal so sehr wegen der Verneinung des Königsgedankens, als mehr noch wegen der lustigen Attacke gegen die Hauptstützen von Thron und Altar, gegen Militarismus und Kirche, ganz zu schweigen von der Beleidigung einer so geheiligten Institution wie die Ordensauszeichnungen sind, die einmal geradezu ein „Dreck" genannt werden. Vor Jahren, in der Maienblüte der militaristischen Autokratie würde Björnsons von keinem Haßhauch angelaufener Monarchenspiegel den Reiz des öffentlich Unerlaubten gehabt haben, jeder Schuß hätte gesessen; die ist nun dahin und damit auch die aktuelle Zweckmäßigkeit der höchst zweckhaften und auch witzigen politischen Tragikomödie; ihre vier Akte wirkten nicht mehr als aufrüttelnder Prolog zu einer republikanischen Hauptaktion auf dem Welttheater, sondern als höchst geistreich komponierter Epilog der Monarchie überhaupt und rannten also eben erst aufgesprengte Türen ein.

Ähnlich lag der Fall mit Emil Rosenows sozialem Anklagestück: „Die im Schatten leben", die das von Genre zu Genre, von Styl zu Styl stolpernde Palasttheater am Zoo (jetzt Kino) kurz vor dem kritischen 4. Januar gebracht hatte. Nun, als das ehrliche Werk Rosenows, den Berlin nur als den Komödienmann des vortrefflichen „Kater Lampe" kannte, von keinem Zensor gehemmt, auf die Bühne durfte, hatte das viele Jahre alte Stück nur noch historische Reize. Künstlerisch, als typischer Spätling des Naturalismus; sozial, als Spiegelung eines

Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit, das seither wesentlichste Wandlungen erfahren hat. Trotz einiger Tendenzzüge hat das Werk doch noch so viele künstlerische Werte, ist von einem so ungeschminkten Gefühl getragen, daß die Aufführung nicht ganz ohne Verdienst war.

Unter den Linden, wo die Straßenschlachten zwischen Matrosendivision, Spartakus und den Soldaten der Regierung ausgefochten wurden, wo Radeck im Auto Heerschau hielt, machte sich George Altmanns Kleines Theater an eine innerpolitische Satire, in der der Anti-Bürger Karl Sternheim dünne Lauge über das dankbare Objekt, einen Mehrheitssozialisten, spritzte. „Tabula rasa" nennt er ein politisches Schauspiel, das nichts mehr zu tun hat mit seiner zynischen Verhöhnung der deutschen Bürgerlichkeit; denn der Bourgeois Sternheim macht sich jetzt schon über den rechten Flügel der S. P. D. her und weist an dem Proletarier Ständer, einem heimlichen Kapitalisten, Mauldrescher, Windbeutel, die Verbürgerlichung der Sozialdemokratie nach. Auch Schippel, die Hauptfigur aus Sternheims Serie aus dem „bürgerlichen Heldenleben" wird in die Proletariersatire eingeflochten, die einen gut komödienhaften, kühlen ersten Akt hat, nach dem der rettungslose Rutsch ins Gequatsch erfolgt. Zu einer politisch-ethischen Abrechnung fehlt es Sternheim an seelischem Gewicht, zur wahren Komödie an Kraft der Gestaltung; er ist so recht Typ des Übergangs, im besten Fall Vorbereiter. Dasselbe „Kleine Theater" kam dann noch zweimal politisch; zuerst mit Wilhelm Speyers Terroristen-Komödie „Der Revolutionär", die zwischen dem Leipziger russischen

Studentenviertel und dem revolutionären Rußland Zündschnurfäden spinnt; Märtyrerstimmungen, Selbstopfer für die großen Ideen der Menschheitsbefreiung, Grausen vor dem Mittel der Gewalt, das Leben für Leben nimmt, Untergang in Schwäche. Eine feine Hand zeichnet seelische Gegensätze, umspinnt die Dinge, ladet die Luft mit Elektrizitäten, das ganze gehört in das Kapitel der geistigen Vorbereitung zu dem Geschehen, in dem wir noch treiben. Einem bestimmten Zeittyp aus der diplomatischen Vorbereitung der Weltkatastrophe gibt Hermann Kessers Tragikomödie „Summa Summarum", mit der

Die drei Meistgespielten.

Altmann nach der Sommerpause im Kleinen Theater vorrückte. In einen einzigen breiten Akt hineingepreßt ist die Schlußabrechnung eines gescheiterten Diplomaten, der nach dem Muster so vieler aufs Altenteil gesetzter Berufspolitiker in einem Buch sich mit der Welt Rechenschaft legen will über sein Wissen um diplomatisch-militärische Geschichtenträgerei, Giftkocherei und Weltverderb, aber schließlich aus eingefleischter Standesmoral, aus seelischer Kraftlosigkeit sich vom geliebten Gestrigen nicht loszulösen vermag und nicht Schwingmuskel genug besitzt, um alle Lüge, alle Rücksicht, alles Abgestorbene hinter sich lassend, ins Neue, Unbekannte hinüberzusetzen. Er, der zunächst fühlt, daß das Geborstene nicht mehr gekittet werden kann, könnte seine Hand in die hingehaltene Rechte des Revolutionärs legen, der ihn zum Mittun beim Aufbau des Neuen auffordert, — er ist solchem Entschluß nicht gewachsen und bricht, innerer Stützen beraubt, zusammen. Das heißt: ihn trifft der Schlag. Und der Tod löst nicht nur Mietskontrakte, sondern auch zuweilen dramatische Verwicklungen. Wie unausgeglichen auch die Tragikomödie — die Komödie war in der Tragödie nicht zu spüren — sein mag, Kesser hat einen Typus des Gewesenen, des jetzt von der roten Flut Weggeschwemmten gestaltet und ihn, über das Typische hinaus, mit individuellen Zügen gebildnert.

Nicht im Gegensatz zu diesen Aktualitäten-Spielen, aber doch abseitig und zu großen, sichtbaren Zielen vereinigten sich junge Literaten, Dramaturgen und praktische Bühnenmänner zur Schaffung einer „Tribüne" für den Kampf der Zeit, für ein Theater der politischen Gesinnung,

des revolutionierten Geistes. Im vollen Bewußtsein, daß in einer kreißenden Zeit, wie in der unseren, die Kunst von Politik und Ethik nicht leicht zu trennen ist, sollte die Tribüne die Stätte sein für das Wort der geistig revolutionierten Jugend, sich aber dennoch frei von aller Tendenz und von aller Parteipolitik halten. Das war schön gedacht, aber nicht leicht auszuführen und in der engeren Führerschaft der „Tribüne", die ihr kulissenloses Theater in einem Saal der Berliner Straße am Charlottenburger Knie aufschlug, um dort gegen die „Guckkastenbühne" zu wirken und Kanzel des reinen Wortes, des neuen Pathos zu sein, gab es bald Reibung und Scheidung, als das Theater parteipolitischen Zwecken zugeführt werden sollte.

Der Boden für die geistigen Inhalte und die künstlerischen Ziele dieses „aktivistischen" Theaters war durch Dichtungen, die aus dem Grauen des Krieges gestiegen, gegen den Krieg und seine entlarvte Heldentümlichkeit sich wandten (Goerings „Seeschlacht"", Fritz von Unruhs „Ein Geschlecht", noch mehr durch die Epik der Barbusse, Latzko, Leonhard Frank) längst bereitet und die dramatische Methode wie die darstellerische und szenische Prägung waren angebahnt. Zum Teil im „Jungen Deutschland", das als Versuchsbühne Reinhardts im Nachtrab hinter Frankfurt her Unruhs „Geschlecht", diese ekstatische Verfluchung des Krieges, die ein Aufschrei aber keine Tragödie ist, im 1919er Jahr brachte. Die Tribüne, im langen schmalen Sälchen der Berliner Straße mit breit ins Parkett vorgebautem Podium und drei türenartigen Öffnungen in der Rückwand, begann programmatisch mit zwei Stücken Hasenclevers, einer sogenannten

dramatischen Dichtung: „Der Retter“ und einer Farce: „Die Entscheidung“ und sollte zugleich die Probe darauf bestehen, ob sie die Schau-Bühne durch die Wort-Bühne abgelöst habe, ob sie durch räumliches Hineinrücken der dekorationslosen Szene ins Parkett, Dichtung und Darsteller dem Hörer wirklich näher brachte und so jene Einheit hergestellt habe, die die bisherige Guckkastenbühne immer wieder zerschnitten haben soll. Die Probe aufs Exempel wurde vorerst nicht bestanden; ein lyrisch weitschweifiger Epilog auf den menschenfressenden Graus des Weltkriegs, als der das dialogisierte Gedicht „Der Retter“ umständlich um Hörer warb, hat vom Drama keinen Hauch. Es war darum auch von keiner Darstellung zu reden, sondern von einer, bestenfalls durch andeutungsweises Spiel belebten Vorlesung mit verteilten Rollen. Der König, der Feldherr, der Minister, der Dichter; Antithese: militaristische Weltanschauung (Feldmarschall) gegen pazifistisches Weltgefühl (Dichter); aus Tiraden des Dichters schreit die Not der Geistigen, die unter vierjährigem Tritt der Kommißstiefel litten, aus harten Sätzen des Marschalls kommandiert die Philosophie der Gewalt, die Mentalität der seelenfressenden Kriegsgesetze. Dem König schauderts vor dem Blutmeer, durch das er sein Volk ins gelobte Land des Friedens führen möchte, der aber nicht einmal die Kraft mehr hat, den Dichter, der sich miesmacherisch vermaß, gegen die Heiligkeit des Krieges lästerlich die Leier zu erheben, vor der Kugel zu schützen, die der Marschall für den schlappen Hund von pazifistischen Winsler fordert.

Natürlich „siegt" der Dichter noch im Tode, dieweil der Geist immer die Materie überwindet.

Das Geistige der Dichtung ist gestrig; es ist alles schon von anderen vorgesungen. Der Regisseur Karl Heinz Martin, der Diener des Satzes: Im Anfang war das Wort, stilisierte streng, bildhaft, ließ vernehmlich reden; nachher, in dem kurzen Groteskspaß, den Hasenclever „Entscheidung" nennt, und der eine Satire auf die Novemberrevolution, auf die Regierung, auf Spartakus, Schiebertum, Tanzkoller, auf die Fratze unserer aus den Angeln gehobenen Zeit sein will und nur die Elemente einer Zeitkomödie, kaum den Ansatz einer Satire gibt, ließ Martin vor einer expressionistisch-szenischen Karikaturdekoration die Darsteller dem asthmatischen Schnellauf der Sprachen nachgaloppieren.

Wenige Tage darauf ersiegte sich die Tribüne die beanspruchte Stellung durch eine stilhaft neue Verlebendigung von Ernst Tollers „Wandlung", der Dichtung und Apologie des auf einer bayrischen Festung für seine Münchener praktische Revolutionsübung büßenden Dichters. In der chronikhaften Folge ungleichwertiger Szenen, die nach manchem Beispiel autobiographischer Bekenntnisdramatik (Strindbergs „Damaskus") lose aneinandergereiht sind, traumhaft, abgerissen, durch einen Leitgedanken verbunden, von einem Leidgefühl durchbebt, ist die innere Wandlung eines aus freudiger Gläubigkeit in Zweifelsnächte stürzenden, zum Licht sich hinringenden Menschen unserer Tage, deutlich abgesteckt. Vom Drang ins Unbestimmte der Vorkriegszeit, die Kriegshölle hindurch bis zur Revolution. Toller, der als begeisterter

Kriegsfreiwilliger auszog und als Führer der Münchener Räterepublik endete, spiegelt in dieser grausigen Phantasmagorie des Inferno des Krieges, das eigene Erleben und setzt sich als Ankläger, Selbstverteidiger mit den geistigen Mächten und Unmächten der Zeit auseinander, beschwört in furchtbaren Symbolen das blutige Leid der dem Mord überlieferten Menschheit; der namenlose Jammer des geschändeten homo sapiens blutet aus schrecklichen Gesichten. Wasserlöcher, Drahtverhaue, in denen Leichen hängen, die Schauer der Lazarette mit Armlosen, entbeinten Rümpfen, lebenden Kloaken, augenlosen Köpfen, Irrsinnigen. Was vor Toller schon andere Porträtisten des Krieges gesehen und gestaltet, erscheint hier abgewandelt, zusammengedrängt in knappen dramatischen Bildern, in bizarren Verkürzungen, hohnvoll karikiert, spukhaft, erschütternd in der großen Lazarettszene, dem Herzen der ganzen Dichtung, packend in der phantastischen Zwiesprache beinklappernder Skelette, die in Drahtverhauen modern. Gerade diese Szene, der auch der Maler der sparsamst andeutenden Dekoration (Neppach) eine seltsame skurille Anschaulichkeit gab, endete kitschig-romantisch in der Schablone gespensternder Kirchhofsbilder.

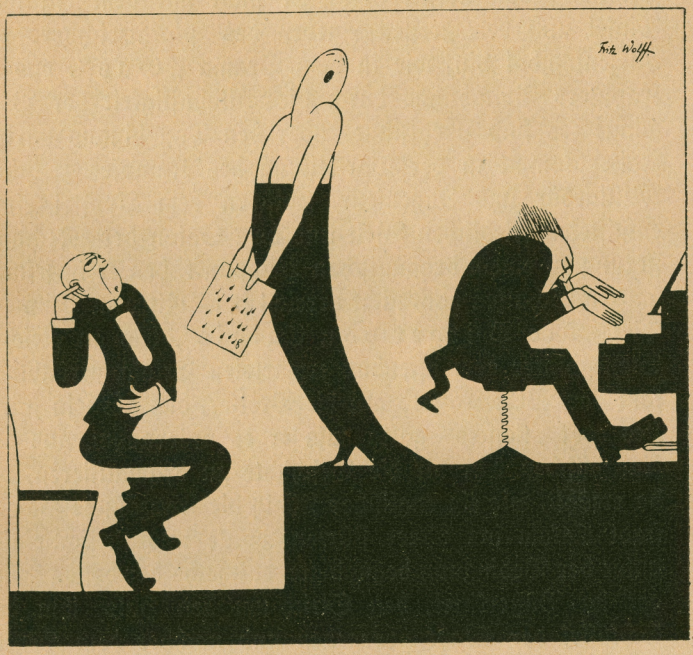
Tollers Held, dem der Kriegsausbruch ein gesteigertes Vaterlandsgefühl zum Lebensinhalt gab, wird durch das furchtbare Erleben der Vernichtung von Mensch durch Mensch über dieses vereisende Gefühl hinausgeschoben zu einem großen befreienden Allmenschlichkeitsempfinden, das ihn zu einem Heerrufer der Revolution macht. Er ruft zum Sturmmarsch gegen das Bestehende, aber er er-

mahnt die Sturmkolonnen, eingedenk des Menschentums zu bleiben und auch im Gegner den Menschen zu achten. Ein Bekenntnis von starker Sittlichkeit und Weite des Gefühls; nur: auch Toller als politischem Zauberlehrling und praktischem Revolutionär ist es nicht gelungen, Meister zu werden über die Geister, die er rief; er konnte nur fünf Geiseln das Leben retten. Aber sein Glaube an die kommende Menschheit lebt in seinem, in allen Absichten reinem Werk, das keinen Erlöser, aber einen ungebrochenen Ringer zeigt. Karl Heinz Martin gab den Visionen des Dichters ein faszinierend leibhaftiges und beklemmend gespenstisches Leben; die andeutende Dekoration erwies sich als starker Stimulant der Phantasie des Zuschauers.

Revolutionäre Kunst wollen auch die abseits von aller Politik und aller Tagesaktualität wirkenden rein artistisch gerichteten Geister, die, teils unversippt, einzeln ihre Wege wandeln oder in Gruppen gereiht etwa durch das „Junge Deutschland" auf Reinhardts Bühne das Wort bekommen. Als das Paradigma kann jene Kokoschka-Mittagaufführung gelten, die an einem schönen Maientag den seit Jahren größten Theaterskandal veranlaßte. Oskar Kokoschka, farbiger Maler innerer Erlebnisse, Gestalter des Geistigen, der die Körperlichkeit nur als Abdruck oder Ausdruck seelischer Energieen in blitzhaften Zügen faßt, gehört wie der Plastiker Barlach zu jenen bewußt Schaffenden, die sich mit den Mitteln ihrer Spezialkunst nicht begnügen, sondern auch aus dem Material der Sprache ihr innerstes Kunsterleben herausgestalten möchten. Wie Barlach drängt es Kokoschka zum Drama, aber die

beiden „Dramen", die das Junge Deutschland aufführte: „Der brennende Dornbusch" und die tragische Groteske „Hiob" sind bestenfalls sehr wirre, von abrupten Einfällen schillernde Textbücher zu Bilderszenen und wirken in ihrer heillosen Unordnung, mit ihrer durch keinerlei Logik und Kausalität verbundenen spukhaft-phantastischen Vorgängen vorerst allein auf das Auge und erst durch diesen optischen Vermittelungsapparat auf eine mehr oder minder angeregte Phantasie. Geistig ist Kokoschka mit Strindberg, auch mit Maeterlinck verwandt, möchte aus Strindbergperspektiven das Martyrium der Haßliebe von Mann und Weib in bewegten Momenten fassen, gibt aber nur Bilder, Gruppen, Fratzen, weißlila belichtete Laken und Gesichter, gelbgrün belichtete Mäntel und leichenblasse Wangen, Schatten, Lichtströme, gestammelte Worte, wehe Rufe, Gesten, Schreie, sucht den Urlaut und berührt sich mit dem Irrsinn des Dadaismus. Er führte auch Regie und arrangierte alles, was Bild war, außerordentlich fein; sein malerischer Helfer war Ernst Stern, der vielkönnende Erfolggenosse Reinhardts, der einige Sonntage vorher, gleichfalls in einer Mittagsaufführung des Jungen Deutschlands Else Lasker-Schülers brav-naturalistische Szenenreihe: „Die Wupper" in ein expressionistisches Gewand gesteckt hatte. Das war jedenfalls experimentell interessant, sachlich aber, und auch in der unvollkommenen Konsequenz der Durchführung des Stils, ganz willkürlich. Else Lasker-Schülers Werk, vor vielen Jahren entstanden, hat mit neuen Kunstabsichten nichts zu tun; wenn der Behang, den ihm Maler und Regisseur gaben, beseite geschoben wurde, so kam ein Ge-

bild zum Vorschein, das im Spätnaturalismus wurzelt, etwa da, wo die Durchsetzung mit einer neuen Romantik und dem Symbolismus begann. — Ein im Grunde gesund-realistisches Talent, das gleichfalls das Junge Deutschland aus dem Buchdramatikerdasein erlöste, ist Rolf Lauckner, dessen „Sturz des Apostels Paulus" in einer zwanglos aneinandergefügten Szenenreihe die Geschichte eines theosophischen Barbiergehilfen erzählt, der Schmerzen durch Gebet heilt und auf dem geraden Wege zu Gott irdisch verunglückt. Am wirksamsten tritt Lauckner für seinen Gottpilger ein, wenn er dessen reine Gläubigkeit am wissenschaftlichen Horizont eines geheimrätlichen Medizinmannes spiegelt, der des Apostels körperliche Schwächen registriert, um mit methodischer Krankheitserkenntnis Irrsinn oder Simulantentum festzustellen. Diese Szene gehört zu den heiter aufgehellten Zügen, die für ein ausgesprochenes Komödientalent Lauckners zeugen. Es spricht auch aus einigen Familienszenen in Lauckners Drama: „Christa, die Tante", das Barnowsky in einer runden, durchgebildeten Aufführung im Lessingtheater brachte. Das nicht mehr ganz heutige, aber auch nicht schon vorgestrige Thema vom sexuellen Elend der gealterten Jungfrau ist naturalistisch sachlich und wieder pointillistisch schillernd durchgeführt; Lauckner wird nunmehr als Spielplanbefruchter wirken; den Rekord hält aber Georg Kaiser, der an zwei Bühnen mit drei Werken gespielt wurde: zuerst im Deutschen Theater: „Von Morgens bis Mitternachts". Komponierte tragische Groteske. Dann die geistreich witzig-phantastische Hetzjagd eines zum Diebe gewordenen Bankkassierers; Kaisers



Der falsche Ton!

dramatische Mache zeigt sich frei von den klischierten Behelfen herkömmlichen Theaters, sein Foxtrott der Antithesen vermag in gesteigerten Momenten durch die schnelle kurzatmige Rhythmik der Gedankensprünge zu fesseln. Erhitzung von außen her. Er malt mit dem kräftigen Pinsel und den grellen Farben des Plakatzeichners ein Riesensymbol hin, wie in dem Drama „Gas", das in Kayßlers Volksbühne durch die Bildhaftigkeit der Vorgänge (es sind Idealfilme) über den Tag hinaus wirkte. Kaiser kommt in der Darstellung des Kampfes zwischen Milliardär und Ingenieur, zwischen dem Apostel einer entgifteten friedlichen Welt und dem Satan der Mechanisierung zu einem dramatischen Hochpunkt, den er in seinem ganzen Schaffen noch nicht erreicht hat. Mit dem Bühnenspiel „Die Bürger von Calais", das an gleicher Stelle hinter dem offenbar erwarteten Erfolg zurückblieb, kam das Werk Kaisers auf die Bretter, das als sein stärkstes oder „tiefstes" galt. Als er es unternahm, aus der französischen Chronik die Geschichte zu dramatisieren, die da erzählt, wie ein englischer König die französische Hafenstadt Calais ins Meer stürzen wollte und sie schließlich unter der Bedingung begnadigte, daß sechs der besten Bürger im Büßerkittel, den Strick um den Hals, ihm den Schlüssel der Stadt übergeben und nachher dem Henker überliefert sein sollten, — als Kaiser diesen Stoff, der wohl ein Drama in sich eingekernt trägt, bearbeitete, da trug er noch nicht die Maske des Expressionisten; nach einem starken ersten Akt zerlöst sich das von Kaiser komplizierte Problem in Rabulisterei und eine Wortflut schwülstiger Metaphorik. Mit erstaunlichem Raffinement arbeitet

Kaiser hier jeder dramatischen Entwicklung entgegen, stellt sich „tief" und antidramatisch und hat schließlich die Konsequenzen zu tragen.

Bewußt undramatisch ist auch die Methode des Lyrikers Anton Wildgans, der nach „Liebe" und „Armut" in „Dies irae" mit verschiedenen literarischen Reizmitteln zu dramenähnlicher Wirkung aufgepulverte Lyrik klingen und strömen läßt; Emil Linds phantasiestarke Regie hat der Klage um die Schwäche und Haltlosigkeit der ohne Liebe gezeugten Kinder im Lessingtheater eine dramatische Scheinexistenz gebaut. Wilhelm Stücklen wieder, dessen „Straße nach Steineich" ein frisches Bühntentalent ankündigte, enttäuschte im „Theater in der Königgrätzer Straße" der findigen und rührigen Direktoren Meinhard und Bernauer mit einem „Purpus" betitelten Stück. An derselben Stelle unterhielt die wirklich geistreiche Travestierung des schablonisierten Lustspielblödsinns, die Paul Apel in seiner spaßigen Publikumsverulkung: „Der Häuptling" glückhaft unternimmt.

Auf dem sordinierten Instrument der „Kammerspiele" ließ sich der Österreicher Taddäus Rittner dialogglitzernd mit Variationen zum Don Juan-Motiv vernehmen; in der Enge eines Einakters würde das durchsichtige Spiel mit den modernisierten Typen Tirso de Molinas und Mozarts wohl Kurzweil behalten. Drei Akte der mit straffen tragischen Bügelfalten ausgestatteten Komödie „Unterwegs" waren zuviel, zumal der Dichter sich schon im ersten Akt ganz ausgegeben hatte. Dieselben Kammerspiele brachten auch ein Spiel: „Der Kinderfreund", dessen Stofflichkeit die Fürstin Mechthild Lichnowsky

einer wunderschönen Episode in Dostojewskis „Idiot" entnommen hatte, ohne auch nur mit einem Sterbenswort sich zu dieser sehr gründlichen Entnahme zu bekennen. Sie zeichnete ein paar hübsche Kinderszenen und brachte damit etwas reales Leben in den pädagogischen Kindererziehungsvortrag.

Über solche Kleinigkeiten hinaus hob sich im schönen Mai das ehemals Königliche Schauspielhaus mit einer fast ungestrichenen Aufführung der übergroßen Sonnenfinsternis"-Tragödie von Arno Holz, der damit das Hauptstück seines dramatischen Lebenswerkes endlich auf der Bühne sah. Der Gründer des deutschen Naturalismus setzt sich mit den Problemen künstlerischen Schaffens auseinander, die zwar gestrig und vorgestrig sind, die um den Impressionismus der neunziger Jahre kreisen, aber gerade dadurch ist diese Tragödie, die ein geheimnisvolles Blutschande-Motiv mit dem reinen Künstler-Schicksal eines genialischen Malers verknüpft, eine historische Dichtung, die zur Seelengeschichte einer bestimmten Berliner Kunstepoche interessante dokumentarische Belege gibt. Die interimistische Leitung des Schauspielhauses konnte sich vor dem Regierungsantritt des neuen Intendanten Jeßner, dessen Aufgabe es sein wird, dem Schauspielhaus die Stelle zu erobern, die ihm als Staatstheater naturgemäß gehört, gar nicht ehrenreicher verabschieden als mit der ungeheuren Arbeit dieser Aufführung, die schon als Masse wie ein mächtiger Monolith in der blumigen Ebene sommerlicher Spiele lag.

BRONISLAV HUBERMANN LESSER URY

DIE POPULÄRE MELODIE.

Von Rudolf Schanzer.

Herr August Heidenheimer gehörte zu den wenigen glücklichen Menschen, die vor lauter Nichtstun keine Zeit haben. Er hatte auf den Wunsch einer Erbtante ohne viel Besinnen ein kleines Frauchen geheiratet, deren Mitgift im umgekehrten Verhältnis zu ihrer zierlichen Schlankheit stand, und die darob beglückte Tante hatte alsbald dem braven August auch noch den Gefallen getan, das Rechtzeitliche zu segnen.

Er besaß ein gemütliches Heim, eine Frau, die die Zufriedenheit selbst schien und ihn mit keinerlei Kaprizen plagte, und so hatte er sich im Laufe der Jahre eine Zeiteinteilung geschaffen, die bei ihm nur in den allerseltensten Fällen etwas wie Langeweile aufkommen ließ. Er schlief lange, brauchte lange zu seiner Toilette, bei der er allvormittäglich vor dem großen Schrankspiegel mit schmunzelndem Behagen wahrnahm, wie er mählich immer feister und behäbiger wurde, und erholte sich dann von den Anstrengungen seines vortrefflichen Mahles durch ein so ausgedehntes Nachmittagsschläfchen, daß er mit knapper Mühe gerade nur noch so rechtzeitig in seinen Klub kam, um den achten Platz an dem Pokertisch zu erwischen.

Der einzige Vorwurf, den ihm seine Gattin zuweilen scherzhaft machte, war, daß er nicht imstande war, ein wenig Lektüre zu treiben, während sie bis in die späten Nachtstunden hinein Roman um Roman verschlang. Er

begnügte sich damit, sich vor dem Einschlafen müde zu lesen, was ihm ohne sonderliche Anstrengung stets schon nach ein paar Minuten gelang, und deckte seinen Bedarf an gedrucktem Veronal mit ein paar Reclambüchern, aus denen er immer nur Sammlungen von zwei bis drei Seiten langen Skizzen auswählte, um solcherart wenigstens bis zum Augenblick, da er die Nachtlampe ausknipste, etwas in sich Abgeschlossenes genossen zu haben.

Am Abend vor dem Tage, an dem August Heidenheimer das interessanteste Ereignis seines Daseins erleben sollte, war ihm, als er die Hand nach dem Nachttisch ausstreckte, ein Bändchen Skizzen von Mark Twain in die Hände geraten. Er schlug es auf Geradewohl auf und vertiefte sich zufällig in die spaßhafte Geschichte von dem Straßenbahnschaffner, der bei Verabreichung seiner Fahrscheine zu einer einprägsamen Schlagermelodie immerzu sang:

„Knipse, knipse, knipse fein,
Knip's ein Loch in den Schein hinein,"

was sich dem unglückseligen Hörer so ins Ohr bohrte, daß er Text und Melodie erst wieder loswerden konnte, nachdem er alle seine Bekannten damit infiziert hatte, bis endlich gar ein befreundeter Pastor den vermaledeiten Gassenhauer in seine Leichenrede verflechten mußte . . .

August lächelte — bereits im Halbschlummer — amüsiert über die drastische Schilderung, umsomehr als er sich erinnerte, selbst unter der Schlagkraft von „Puppchen, Du bist mein Augenstern" in ähnlicher Weise gelitten zu haben, und schlief mit einem Schmunzeln auf den Lippen ein, während die Gattin neben ihm bis in den grauenden

Morgen hinein „Die schwarzen Messen der Montespan" mit fiebernden Augen verschlang.

Als August am nächsten Morgen ganz gegen seine Gewohnheit schon um acht Uhr erwachte, fiel ihm sofort die lustige Geschichte Mark Twains ein, und da er eine kleine musikalische Ader hatte und auch sonst durch pünktlichen Besuch der gerade zugkräftigen Gesangsposſen mit den Erfordernissen der Schlagerrefrains vertraut war, kitzelte ihn plötzlich ein komischer Gedanke: Wie, wenn er selbst versuchte, solch einen Kehrreim — Text und Musik — zu erfinden und dann dessen ohrwurmhafte Schlagkraft dadurch zu erproben, daß er ihn wie unabsichtlich seiner Umgebung solange vorträllerte, bis er ihn auf sie übertragen hatte . . . .? Er versank sofort in angestrengtes Nachdenken, dessen Resultat er nach zwei Stunden, gerade als die kleine Frau die Augen aufschlug, bei der Morgentoilette nach einer leichtfaßlichen Melodie vor sich hinsang:

„Ach Marta, Marta, Marta,
Du kommst nicht und ich wart' da —
Tiderim, tiderim tideram —
Ich steh' allein am Damm! . . ."

„Was ist das für ein Quatsch, den Du da singst?", fragte Frau Elsbeth, indem sie sich den Schlaf aus den Augen rieb.

„Das ist gar kein Quatsch", erwiderte August pikiert, das ist ein Coupletrefrain, den ich eben gefunden habe — Text und Musik von mir . . . ." Und stolz begann er von neuem, diesmal schon mit größerer Sicherheit und hellerer Stimme: „Ach Marta, Marta, Marta . . . ."

Als er nach dem Frühstück seine Zeitung las, konnte er bereits mit heimlichem Behagen konstatieren, daß seine Gattin die ominöse Melodie leise vor sich hinträllerte und dabei sogar schon das komplizierte „Tiderimtiderimtideram" fehlerlos exekutierte . . . .

Von einem kleinen Spaziergang heimkehrend, — er mußte sich zum Mittagessen immer etwas Appetit angehen — vernahm er aus der Küche her die kräftige Stimme der biederen Friederike, die das Brodeln in den Pfannen mit einem rhythmischen „Tiderimtiderimtideram" begleitete, und über sein feistes Antlitz flog ein sieghaftes Lächeln, das sich zu einem hochbefriedigten Grinsen erweiterte, als er seine Gattin im Lehnstuhl überraschte, die, „Die schwarzen Messen der Montespan" auf dem Schoß, gedankenvoll zum Fenster hinausblickte und dabei „Ach Marta, Marta, Marta" pfiff. —

Als August nachmittags im Begriff stand, sich nach seinem Klub zu begeben, und dabei nachsann, wie er dort wohl am besten seine Pokergenossen mit seinem Schlager-Bazillus infizieren könnte, trat ihm Frau Elsbeth, zum Ausgehen angekleidet, aus ihrem Boudoir entgegen.

„Ich begleite Dich ein Stück", sagte sie, „ich muß zu Wertheim."

Auf dem Leipziger Platz gab sie ihm einen leichten Klaps zum Abschied und sprang aus der Elektrischen. Er sah noch im Weiterfahren, wie sie mit behenden Füßchen durch das hohe Portal des Warenhauses schritt.

Frau Elsbeth machte aber vor keinem der vielen einladenden Verkaufsstände Halt, sondern ging mit unverkennbarer Eile quer durch das Gebäude, das sie beim

Hinterausgang nach der Voßstraße zu verließ. Dann überquerte sie mit flinken Schritten den Wilhelmplatz und verschwand endlich in einem schmalen Haustor der Mohrenstraße.

Drei Stunden später verließ sie ebenso eilenden Schrittes, wie sie es betreten, das Haus, winkte einem vorbeifahrenden Auto, nannte dem Chauffeur die Adresse ihrer Wohnung und stieg ein . . . .

Ein paar Minuten später verließ ein hübscher, eleganter junger Mann dasselbe Haus, schlenderte trällernd und sein Stöckchen schwingend nach der Leipziger Straße und sprang dort auf eine Elektrische, die nach dem Westen fuhr. Er kam dort neben einem behäbigen Herrn zu stehen, der eine dicke Zigarre rauchte und schmunzelnd gerade daran dachte, wie er im Klub seinen Nachbarn zur Rechten und zur Linken sein „Tiderim, tiderim, tideram" tropfenweise eingegeben hatte.

Plötzlich gab es Herrn August Heidenheimer einen Ruck. Nein, es war kein Irrtum: Der junge Mann, der da neben ihm auf der Elektrischen stand und sich lässig an die Hinterwand der Plattform lehnte, pfiff — wahrhaftigen Gott! — seine, August's Melodie leise vor sich hin!! Und bei der Wiederholung sang er sogar halblaut, aber laut genug, daß es der glückliche Autor verstehen konnte: „Tiderim, tiderim, tideram! . . ."

August strahlte. Er war populär. Es hatte keine zehn Stunden gedauert, und sein im Morgengrauen geschaffener Refrain kehrte ihm aus dem Munde eines wildfremden Menschen wieder! Er überlegte einen Augenblick, ob er sich dem Nachbar als Autor vorstellen

sollte, dann verwarf er den Gedanken: ein wahrer Volksdichter müsse unbekannt bleiben. Dann reizte ihn wieder die Neugier, zu erfahren, auf welchem Wege der sympathische Jüngling so rasch zur Kenntnis des schönen Liedes gelangt war, aber gerade als er einen Anlauf nehmen wollte, den Nachbar anzusprechen, sprang dieser vom Wagen und verschwand mit tänzelnden Schritten in der Menge . . . .

August kam wie ein Sieger nach Hause. Er fand seine Gattin auf der Chaiselongue in ihrem Boudoir ausgestreckt, müde und apathisch. Er stellte sich breitbeinig vor sie hin, die Hände in den Hosentaschen, und erzählte ihr leuchtenden Auges sein Erlebnis.

Elsbeth wurde plötzlich munter und errötete bis unter die Haarwurzeln.

„Wie sah der junge Mann aus?" fragte sie.

„Du bist aber komisch", lachte August. „Wie er aussah, ist doch egal! Die Hauptsache ist, daß er ein gutes Gehör hatte!"

„Du hast Recht", lächelte sie schwach.

„Na und was sagst Du zu mir?"

„Was ich Dir schon früher oft gesagt habe: Du hast eine entschiedene Begabung für leichte Musik. Du solltest Dich mehr damit beschäftigen. Wer weiß, wie berühmt Du noch werden kannst!" . . .

DIE STRASSE VON BERLIN

Von Hans Brennert.

1.

Dieses Jahre 1919 wurde das Jahr der Straße.

Mehr: es wurde das Jahr der Straße von Berlin.

Hierher starrte eine Welt von Feinden, stier und bleiern nach dem ersten Siegesrausch — in den Augen den roten Schein, der aus dem russischen Osten herüberbleckte, fiebernd, ob die Flamme von der Newa herüberschlagen werde, über Weichsel, Elbe, Rhein zur Seine und zur Themse.

Und die Foch und Clémenceau bauten mit fliegenden Armen die Brandmauer ihres sogenannten Friedensvertrages.

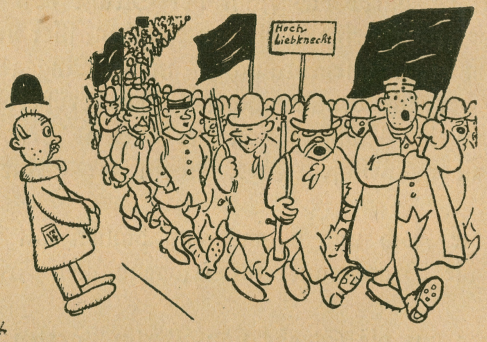
Hierher auf die Straße von Berlin starrten sie, selber vom Kriege erschöpft, ob nicht an der Spree sich ein Neues aufrichte, gegen das kein Wilson und keine Seesperre mehr helfen würde.

Etwa so blickte die Welt auf die Straße von Berlin, wie sie einst starrte auf die Straße von Paris, wo die Camargnole raste und die schönen Marquisen auf dem Karren zum Fallbeilgerüste fuhren.

Nichts von dem! Putsche, Schüsse, Spiel, Tänze, Boxkämpfe, Streiks — zehn Monate lang. Nichts weiter. Irgendwo an der Newa und an der ungarischen Donau und an der Isar raste es bolschewistisch.

Die Straße von Berlin aber war ein Karneval greller Masken. Hinter ihnen das wahre Gesicht zu sehen, war unmöglich.

Unmöglich denen, die nach diesem Kriege noch auf ihren Thronen oder Präsidentenstühlen sitzen und ziemlich nervös jeden Morgen fragen: ist der Berliner Karneval Totentanz, oder kommt ihm ein Aschermittwoch, da die Tänzer entschlossen wieder an ihre Arbeit gehen?



Das Rätsel der Straße von Berlin ist für 1919 heut noch nicht zu lösen. Es ist ja das deutsche Rätsel überhaupt.

Es ist sehr einfach, alles, was seit dem neunten November geschieht, als Tat oder Untat einzelner Führer oder Drahtzieher zu deuten. Steigt nicht vielmehr junge Kraft herauf aus den Kellern eines eingestürzten alten Hauses, junge Kraft, die nur darum so grell und wild umeinanderrennt, weil sie eben noch keine Führer fand? . . . .

Über die Straßen ergießt sich diese junge Kraft und nimmt die tollsten Masken um — freche Zerrlarven und zuchtloses Gewand. Irgendwoher bläst ein scharfer Wind um die Ecke und schon sind sie davon, um an einem andern Ende dieser riesigen Stadt zwischen den Galerien leuch-

tender Schaufensterreihen, überklingelt von aufgestauten Straßenbahnen, von Leierkastenmusik umdudelt, wieder daherzuspuken.

Und von der Straße her in die stillen Ministerpalais stieg es herauf, in derben Straßenstiefeln und nicht in Lackschuh und Bügelfalte, — Männer, die noch selber als Handwerker von Stadt zu Stadt gewandert oder in Straßenaufzügen mitgezogen waren, setzten sich in die Sessel der Herren von gestern. Und wenn der Eine nicht mehr mochte oder sollte, stieg der nächste herauf, mit neuen Gedanken und Kräften — aus der Parteiversammlung, Zeitungs- oder Gewerkschaftsstube, quer über die Straße in das Minister-Hotel.

Die Straße selber unten brodelte weiter. Gebärend immer neue Gestalten, und sie hebend über die Köpfe des Karnevals, dessen roter Fackelschein den Schatten der tausend Masken überlebensgroß an die Häuser wirft . . .

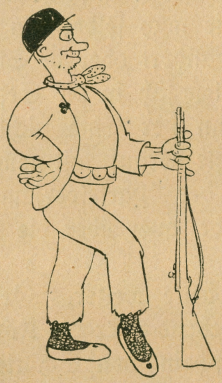
Das Bild dieser Straße von Berlin ballt das deutsche Rätsel zusammen: das deutsche Rätsel, von dessen Lösung — wie vor 1914 — wieder einmal die Ruhe der Welt abhängt.

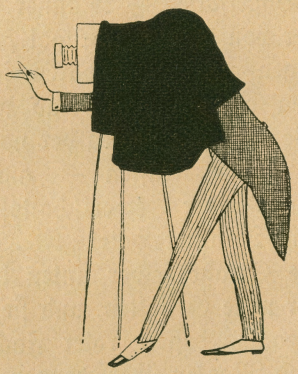
Das geschlagene Volk wird zum Schrittmacher einer Völkerfreiheit. Es ist auf die Straße gelaufen und aus den Häusern und redet aufgeregt über das Neue, was jede Minute gebiert, seitdem geredet werden darf.

Hinter Putschen, Schüssen, Glücksspielen, Tanzen, Boxkämpfen und Streiks steht etwas Neues, von dem heute niemand weiß, wie es sein wird.

Irgend eines Tages wird es sich enträtseln und auf der Straße stehen. Jung und neu.

Hier auf der Straße von Berlin;
Vielleicht war es 1919 schon zu sehen.
Und wir sahen es nur nicht . . . . . .





2.

Was sahen wir?

Was wir niemals sahen! Täglich, stündlich, jeden Augenblick sahen wir es. Was wir in vier Kriegsjahren nicht sahen.

Irgendeines Morgens im frühen Januar erscheinen große Zeitungen nicht. Über Nacht sind die Redakteure hinausgeworfen von bewaffneten Leuten, die das für unbedingt nötig hielten und sich nun in den Zeitungspaläften gemütlich verschanzten. Verschanzten gegen die, welche die Zeitungen wieder befreien sollten. Es gab gar nichts Unvernünftigeres, als sich so in einem Häuserblock einschließen zu lassen. Es mußte zu Hunger und zur Übergabe führen.

Die Straße aber sah unerhört neue Bilder. Die Einfahrten und Fenster der Zeitungspaläste blockiert mit Zeitungspapierrollen, hinter denen hervor die Kugeln der Maschinengewehre spritzen. Die Nachbarstraßen voller Drahtverhaue und Schützengräben, und gegen die Sandsteinfassaden der Zeitungshäuser schlagen die Maschinengewehrkugeln. Menschen, die morgens, mittags, abends auf ihrem Büroweg die innere Stadt durchfahren, hören Maschinengewehrknattern, und ab und zu schlägt eine verirrte Kugel in einen Menschenleib — ein Aufschrei, Jammern, schwarzer Menschenknäuel — und oben über den Dächern in kühler, klarer Abendluft das Tacken des Schützengefechts.

Und eines Morgens steht auf dem Belle-Alliance-Platz eine Feldbatterie und setzt ihre Einschläge in das Vorwärtshaus — eine schwere Mine reißt die Front Lindenstraße vom Dach bis zum Keller auf . . . . . .

Die übrigen Zeitungshäuser werden danach frei. Als Straßenbahnen und Menschen wieder vorbeikönnen, sieht man den gebräunten Sandstein der Fassaden mit weißen Splitterstellen bedeckt.

Der Alexanderplatz wird das nächste Schlachtfeld. Das rote Polizeihaus ist in Händen, die der Regierung nicht gefallen, es aber nicht herausgeben wollen.

Wüste Straßenschlacht aus allen Fenstern des riesigen, roten Polizeipalastes, bei dem keine Scheibe ganz bleibt, bis in die Querstraßen um den Platz hinein. Mit Minen und Kanonen wird gekämpft. Dachgiebel stürzen auf die Straße. Die schweren Eisenbogen der Untergrundbahn-Bahnhofseingänge durchschossen. Durch die Tunneldecke

haut eine Mine durch bis auf den Bahnsteig und die Regierungsartillerie bringt ein Langrohrgeschütz durch den Bahntunnel vor bis an das Polizeipräsidium und setzt mehrere Lagen in die rote Ziegelfront, daß stubengroße Löcher klaffen. . . . . .

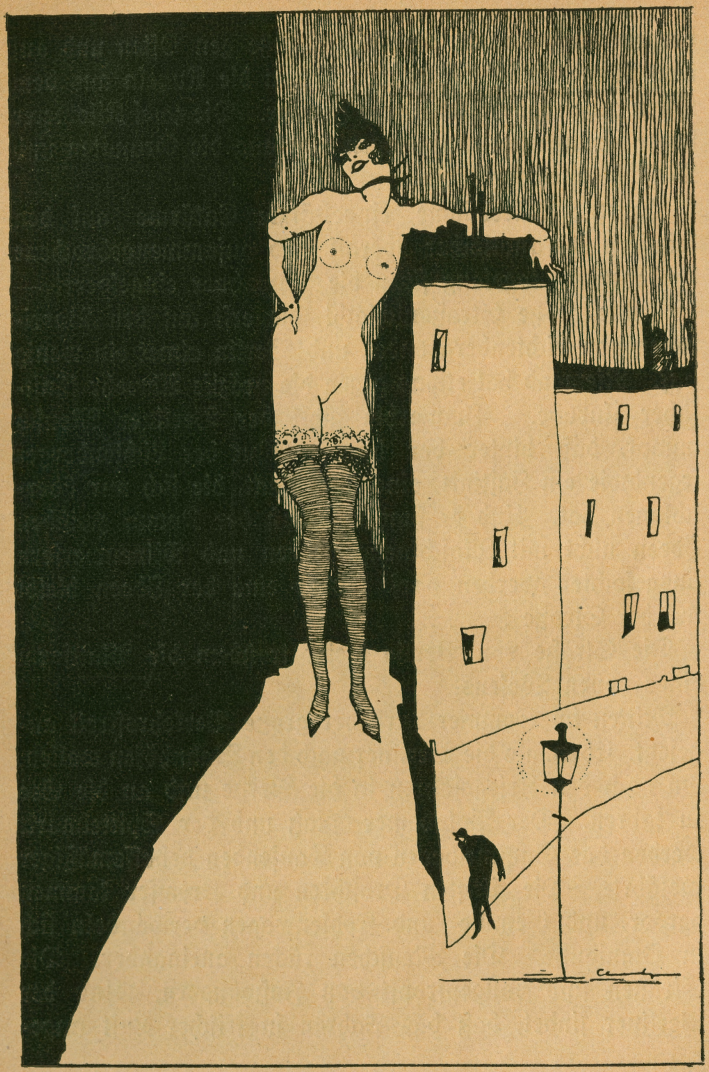
Die Straße von Berlin 1919.

Über sie rasen von früh bis spät die Lastautos mit schwerbewaffneten Soldaten. Denn am Anhalter Bahnhof und in der Friedrichstraße ist ebensolches Geschieße zwischen Regierungstruppen und selbständigen Truppen, die für andere Zwecke fechten.

Von Lichtenberg her wirken neue Kräfte, die auf der Straße den Kampf um die Regierung ausfechten wollen. Um das Marinehaus entbrennt der erste Kampf mit den Volksmatrosen. Schwere Minen vom Spittelmarkt her und am Köllnischen Fischmarkt.

Am Nachmittag kauft man mitten auf dem Spittelmarkt, dessen Zugänge bis auf die Leipziger Straße abgesperrt sind, eine Abendzeitung. Da kracht es von der Gertraudenbrücke her. Der Platz ist im Augenblick leer. Die Soldaten an der Niederwallstraße schmeißen sich auf den Bauch und feuern nach der Brücke . . . Und man steht, wie gesagt, mitten auf dem leeren Spittelmarkt und deckt sich mit der Abendzeitung.

Die nächsten Tage werden noch wilder. Die Stadt um das Rathaus liegt in Drahtverhauen und ist nur mit Pässen zu erreichen. Denn auf breiter Linie beginnt der Kampf um Lichtenberg. Die Sorge um Angehörige, die im Berliner Osten zwischen den beiden Fronten hausen, treibt einen in das Kampfviertel. Am Straus-



Berlin N. Lutz Ehrenberger.

berger Platz krachen die Feldgeschütze gen Osten und auf dem Wege dahin klacken und klirren die Kugeln aus dem Osten gegen Häusersimse und Fenster. Die zwei Kilometer lange Frankfurter Allee fegen tagelang die Granaten und Maschinengewehrkugeln.

Zerfetzte Alleebäume, eingestürzte Ecktürme auf den Häusern, Granatlöcher überall und zusammengebrochene Fassaden — tagelang sitzen die Anwohner eingesperrt — die letzte große Straßenschlacht, die erst auf den Barrikaden von Lichtenberg endet, und Berlin atmet ein wenig auf. Niemand hat etwas gegen die präzise Abwehr künstlicher Unruhe. Immerhin fühlt der Berliner Mensch dumpf, daß hinter der blinden Wut der Lichtenberger irgendwie ein Instinkt, eine Idee steckt, die sich nur überschlagen hat. Und er sagt sich, daß der Kampf zwischen Ideen nicht mit Maschinengewehren und Minenwerfern ausgefochten werden darf. Oder eine der Ideen bleibt auf der Straße . . . . . .

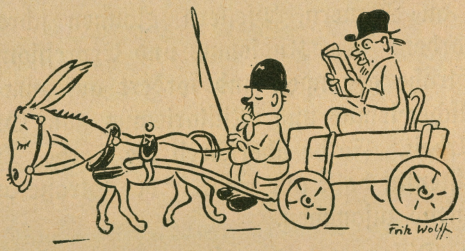
Die Straße von Berlin bleibt trotzdem die Plattform eines neuen Wesens.

Mitten im Sommer wird der große Verkehrsstreik angesetzt. Eben, als die Berliner nach den Bahnhöfen wollen, um nach den Kriegsjahren in die Berge und an die See zu fahren. Der Potsdamer Platz und der Spittelmarkt werden das Sammelbecken von Tausenden behelfsmäßiger Gefährte. Die ältesten Droschken und Kremser kommen hervor, und Gemüse- und Kohlenwagen verwandeln sich in Omnibusse. Die Menschen rücken aneinander. Die Straßen sind vollgepfropft von Fußgängern. Und der Berliner findet, daß das Fahren in frischer Luft ange-

nehmer ist als in der überfüllten Hochbahn. Und er ist den Verkehrsstreik schon vom Frühjahr her gewöhnt, als schon einmal die Straßenbahnen und die elektrischen Lampen aussetzten. Als die Leipziger Straße eine finstere Schlucht war, in der sich Menschen als schwarze Schatten aneinander vorbeischoben.

Und immer wieder scheint ein gigantischer Dämon mit riesigen Armen über die Häuser der großen Stadt zu liegen und aus düsterer Nacht hinabzugrinsen und die Frage hinabzuheulen in die Straße, die nie zur Ruhe kommen soll: Wisset Ihr, wozu das alles ist?

Die Straße von Berlin weiß es nicht. . . . . .



3.

Die Straße weiß es nicht.

Mitten in der Stadt, wo im Frühjahr die Kanonen brüllten, stehen in enger Straße Tausende von Händlern und handeln mit Zehntausenden von Dingen: mit Brillanten, Semmeln, Ledermänteln, Wäsche, Tabak, Seife und silbernen Löffeln; die große Börse der Diebe und Schieber.

Ab und zu kommt ein Stoßtrupp mit Stahlhelmen und Handgranaten, sprengt die Börse, feuert und bekommt

Feuer, und nach einer Stunde stehen die Tausende wieder da.

Und die Straßen der großen Stadt hallen vom Dudeln der Leierkasten. Der feldgraue Mann, der mit Raucherware handelt oder die Klampfe zupft, ist überall. Die Schleichware, die aus dem besetzten Rheingebiet hereinströmt, ist vor den Hauseingängen gestapelt — die lang entbehrte Schokolade und die englische Opium-Zigarette.

Nur die Matrosen, die bis zum Frühjahr Berlin überschwemmten, sind verschwunden.

Über die ganze Weltstadt hat sich ein Ozean von Plakaten ergossen.

Überall an Mauern, Pfeilern, Zäunen schreit es in tausend Farben. Der Kubismus und Expressionismus ist auf die Straße gegangen und fordert auf zum Kampfe gegen Bolschewismus und Militarismus, zum Grenzschutz und zur Arbeit. Farbe überschreit die Farbe. Der neue Expressionistenstil ballt alle Schreie der Straße aufreizend und posaunend zusammen.

Tausend Dissonanzen zergellen an den Hauswänden aneinander.

Dem lauten Lärm der Weltstadt gesellt sich ein stummer Lärm der Farben und Linien.

Die Anschlagsäulen genügen längst nicht mehr. Denn sie können kaum fassen, was gedruckt wird, um dem Berliner Menschen zu sagen, was er nächste Woche zu essen hat. Oder nicht zu essen hat. . . . . .

Und über den Asphalt, der mit herabgerissenen und verwehten Anschlägen und Flugblättern besät ist, schreiten

immer wieder die Bataillone von Menschen, die protestieren, demonstrieren, streiken.

Und dennoch atmet und arbeitet der riesige Leib dieser Stadt — wenn auch in der schweren Kette der Not, der Sorge, der Angst: nichts kann ihn stillen. Über alle Hemmung der Straße hinweg braust der Wille des Verkehrs, stinkt der schwarze Rauch der Automobile, schreiten Frauen in wundervollen Stiefeln und seidenen Strümpfen und Männer, die mit entschlossenem Antlitz ihre Pflicht zu tun gehen. . . . . .

Die Kohle fehlt der großen Stadt. Und doch fällt abends und bis in die Nacht hunter, wenn auch matterer Schimmer aus Bars und Restaurants hinaus in die Nacht, in die Nacht, die ein paar Stunden später Verbrechen und Überfälle sieht, wie sie zu keiner Zeit erhört waren.

Das Verbrecherauto ist aus dem Film auf die Straße geraten und ist überall und nirgends, entführt überfallene Menschen hinaus auf dunkle Landstraßen, wartet im Westen vor den Spielklubs, um die Räuber von Spielkassen sicher davonzufahren. Und wer nachts vor der Hupe eines dahinrasenden Autos erschreckt ausweicht, weiß nicht, ob nicht schwere Verbrecher in ihrem eigenen Wagen an ihm vorbeirasen.

Millionen von Schicksalen siebern durcheinander in den Kesseln und Kanälen der Straße dieses Jahres.

Nur eine Melodie scheint darüber zu schweben Tag und Nacht — das Lied von einem Glück, das überall ist, nur nicht hier.

Noch ist nirgends ein wissendes Gesicht, das schon weiß, wo neuer Tag aufschimmert.

Es ist nur erst ein Willen da, diesen Tag zu sehen, kein Wissen, wie er sein wird.

Die Herren in Paris und London sollen ruhig schlafen.

Die Straße von Berlin ist trotz des Karnevals von 1919 kein Boulevard der Flaneure und keine Gasse des Bolschewismus.

Es ragen schon Gerüste, hinter denen gestrichen und gemauert wird. Die neuen Schnellbahnen sind schon im Bau, und wo sie die Spree kreuzen sollen, arbeiten die Pumpen und dröhnen die Rammklötze.

Die Straße von Berlin weiß nicht, was auf ihrem Rücken morgen geschehen wird, aber sie arbeitet.

Und ihr Rücken ist breit. . . . . .

4.

Die Straße von Berlin ist 1919 mit Blut getauft.

Mit dem Blut von Kämpfern und Friedlichen.

Die Eierbörse.

Über tausend starben.

Und durch das Brausen und Klingen und durch den Schrei der Farben und das Dröhnen des Asphalts, und Händlerschrei und Leiermusik, und den hastigen Schritt derer, die im Rhythmus der Arbeit stehen, hallt und schallt Tag und Nacht die wehe Klage: Blut!

Die Straße von Berlin wußte es auch im Kriege nicht, was es ist: Blut!

Wenn auch sommeraus, winterein es feldgrau durch die Straßen zog, von einem Bahnhof zum andern, von Fronten zu Fronten.

Bis das Blut an den Fronten nicht mehr floß und nun in der Straße von Berlin troff — — in blutigen roten Tropfen.

Das Entsetzen steht noch eingeschrieben in vier Millionen Gesichtern — hinter dem Lachen der Räusche und der ehernen Miene der Arbeit.

Unverantwortliches wird nicht mehr geschehen auf dieser Straße. Das sagen Millionen Gesichter.

Und sie warten auf das Neue.

Der Rausch tanzt noch. Aber die Arbeit marschiert schon. . . . . .

Die feierliche Diktatur der Arbeit!

Arbeit — die neue Herrin der Straße von Berlin.

Die neue Majestät, die vielleicht schon vor den Toren steht. . . . . .

Die Händler und Spieler und Tänzer und Boxer abtut . . . . . .

Ohne Blut! —

BERLINER GESELLIGKEITEN.

Von Peter Panter.

Wenn ich an den alten Fontane und sein Berlin denke, fällt mir immer Apfelsinensalat ein. Ich weiß nicht recht, warum — aber diese geschliffene Kristallschüssel mit den gelblich-nassen Scheiben, ihr herber und doch harmloser Geschmack, dazwischen einige Apfelstücke, die artig und zuckrig darin umherschwammen: daran erinnert dieses Berlin, das längst vergangen ist.

O, wir hatten ein neues bekommen!

Es blühte vor dem Kriege, gedieh und lärmte; es lärmte vielleicht mehr, als ihm und uns gut war. Und heute —? Heute, nach dem Kriege —?

Laßt uns einen Rückblick tun, lieben Freunde, und wir sehen mit Schrecken, daß die Satire und der Gesellschaftsspott der Stadt aus dem vorigen Frieden dahin sind. Hieb und Lob lassen uns heute fast kalt, muten uns an wie ein Märchen aus immer derselben Nacht. Aber sie sind nicht tot. Poppenberg ist dahingegangen, Rideamus ist heute so weit, daß ihn unsere Kinder in den Schullesebüchern lesen werden — ihre Stoffe aber leben, ihre Figuren sind noch da: ein Scheinleben.

Die Geselligkeit — ach, Oskar Bie, muß ich deine dicken entzückenden Bücher wälzen, um den Leuten noch einmal klar zu machen, was Geselligkeit ist? Die Geselligkeit ist ja nicht jene Summe von zartem Rehbraten, schwerem Burgunder, Importen, Tanz und Klatsch und jungen

Mädchen, jungen Frauen und jungem Mittelalter — wenn es mit rechten Dingen zugeht, dann soll sie mehr sein. So, wie ein Verein nicht gleich der Summe seiner Mitglieder ist, sondern etwas Neues, Andres, Geheimnisvolles.

Die Berliner Geselligkeit trennt aber heute nur noch eine oblatendünne Schicht von jener realen Summe: sie ist kaum mehr als diese.

Gib mir die Hand, eleganter Leser — du, schöne Leserin, warte züchtig in meinem Arbeitszimmer — ich will mich anziehen, und dann gehen wir weg. Ich habe noch meinen alten Frack. (Auf diesem „noch" beruht ein Drittel der Berliner Gesellschaft.) Ich stürze mich in jenes Hemd, das schon so manchen Strauß erlebt, ich zaubere leicht hingehaucht den weißen Selbstbinder an den Kragen, ich besprenge mich mit ein wenig, ach, so wenig Lawendel — und ergreife den stumpfen Zylinder und, mit einer erhaben gleichgültigen Miene, meine Brieftasche, und dann steigen wir selbdritt in einen Wagen und fahren davon.

Und stellen beruhigt fest: es hat sich nichts geändert. Es sind dieselben Leute da, dieselben Gesichter wie vor dem Krieg, dieselben dekolletierten, ein wenig magern, ein wenig fetten Hälse — nur der Zug um den Mund bei den Herren ist schärfer und härter geworden, nur die Augen sind noch ein wenig unbeteiligter, jetzt, da es nicht ums Geldverdienen geht, gleichgültiger, kälter. Noch kälter . . .

Es ist viel Börse da, und du weißt also, in welchen Salons du dich befindest. Das ist eine ganz bestimmte Luft — die sich ja auch in Oberhof nicht verleugnet, in Westdeutschland nicht und nicht in Binz. Noch heute: alles ein wenig zu neu, zu laut, zu bunt, oder — sehr schick —

zu diskret. Und erschreckend ungeistig. Ein „Salon" wie der Rahelsche, ist heute in Berlin undenkbar, weil er augenblicks in Snobismus ausarten würde. Theater, das unerläßliche Kino, Ballett und Oper sind Themen, deren Variationen der Gewandte mühelos spielt — aber so, wie er auch aus der Fuge: Frau Bertelsheimer ist ihrem Manne nicht ganz treu — mühelos ein entzückendes Arpeggio heruntertändelt, daß die Tischnachbarin ganz beseligt lauscht .... In einer alten Berliner Sozialisten-versammlung stand einmal ein Schutzmann auf und sagte gravitätisch: „Über Thema darf nicht gesprochen werden!" — Es wird in der Berliner Gesellschaft ein bißchen viel über „Thema" gesprochen.

Und erschreckend ungeistig. Dabei waren wir wohl stehen geblieben. Der Magen des Kopfes ist groß: da geht Sudermann hinein und Hasenclever und Pfitzner und Gilbert — alles geht hinein, was gut und teuer ist und Erfolg hat. Erfolg muß es gehabt haben — sonst wirds nicht verdaut.

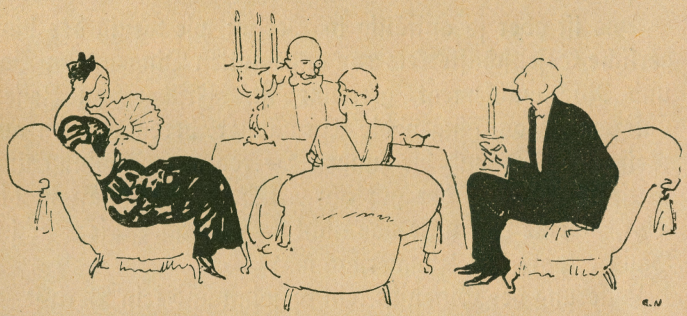
Und was machen wir, wenn wir das immer noch gute Diner oder schon wieder gute Diner gegessen haben? Wir stehen auf und warten, bis getanzt wird.

Sieh dir die Gesichter an —! Ein neuer Typ ist darunter, den es früher nur vereinzelt hier gab: der Kinotyp. Modebilder und Kintopbeaux sind Ideale und Vorbilder; sie sagen: „So müßt ihr aussehen, junge Leute!" — Und sie sehen so aus, und sie wollen so aussehen, und sie können so aussehen. Glatt, eiskalt, elegant — aber nicht soigniert — irgendwie immer ein wenig, ein ganz verteufelt klein wenig, an Friseur erinnernd. Fatal, wenn sich diese Marke mit geistigen Dingen befaßt, die sie verfälscht, für den bürgerlichen Gebrauch adoptiert, umlügt — aus dem Blut der andern sich eine sanfte Limonade quirlend ... Und da tanzen sie.

Nun, sie tanzen schon viel, viel angenehmer als damals vor dem Kriege, als es durchaus noch nicht unpassend war, in der Gesellschaft zu „schieben". Das ist vorbei. Man tanzt sehr ruhig — auch der Foxtrott wird vorbeigehen — man tanzt elegant, aber man tanzt nicht freudig. Die Damen vielleicht, die Herren tun ein Gesicht machen,

wie als ob sie eine schwere Arbeit verrichteten. Sache —! Die Unmittelbarkeit ist beim Teufel, Kultur ist es noch nicht — das Ganze hängt zappelnd in der Mitte und weiß nicht genau, was es werden soll. Dünkt sich aber, eine Menge zu sein.

Unberührt davon ist jene preußische Geselligkeit, die wohlhabende Beamtenfamilien alten Stils noch immer



pflegen. Da wimmelt es noch von Titeln — heute noch — da herrscht noch eine subtile Rangordnung nach Anciennität, Dienstgrad und einer Stufenfolge, für die nur Frauen und sehr junge Regierungsassessoren das untrüglich richtige Gefühl haben. Dies ist noch Potsdam — leicht angekränkelt von Berlin, aber doch würdig, sehr selbstbewußt, gerade so ungeistig wie das andere auch — aber doch im Grunde bedeutend sympathischer, weil es von einem Hauch Kultur überzogen ist.

Du blätterst in diesem Almanach, du siehst dir die bunten Puppen an, die der freundliche Illustrator in diesen Aufsatz hineingezeichnet hat — und du vermeinst, Peter Panter

solle nur kräftig „die ätzende Lauge seines Spottes" über den Berliner Geselligkeitsbetrieb ausgießen. Ach, man kann nur spotten, wenn Kultur prätendiert wird und keine da ist. Es ist keine da — aber sie pfeifen auf Kultur. Der ist da und die und der — und man weiß von denen, daß sie ... und von denen, daß sie nicht ... Werdet ihr nicht müde? — Sie sind wach wie je. Überwach. Und unverwüstlich.

Das ist aber so auffällig in Berlin: wie wenig der bürgerliche Gesellschaftskreis von angefaulten Dingen, von Bar und Nachtamüsement getrennt ist. Früher, zu Zeiten unserer Papas, gingen die Ehemänner, deren Frauen auf Reisen waren, und die jungen Herren zur Erholung und Entspannung aus der gut bürgerlichen Gesellschaft in die Bar. Heute haben sie das nicht mehr nötig. Die Bar im Haus erspart den Zimmermann.

Lockerung der Sitten ist kein Gewinn und kein Verlust — es fragt sich, was und wie sie gelockert werden. Bei uns wird gerissen. Es ist kaum noch Geheimnis um die Dinge (wie ja die Berlinerin überhaupt keine Geheimnisse hat, sondern eine rationelle Dame ist) — und während die alten Herrschaften ein département pour Cythère veranstalteten, haben wir das nicht mehr nötig, weil wir ja die gelobte Insel in eine Achtzimmerwohnung verlegt haben. Aber das geht nicht, und darum gibt es in Berlin wenig ausgesprochenes Laster (welch ein Papierwort), und die ganze Welt und die halbe treffen sich genau in der Mitte und verstehen sich au fond recht gut miteinander.

Schade. Denn was die Geselligkeit im Haus verloren hat, hat sie außerhalb des Hauses nicht gewonnen.

Vielzitierte und oft geschilderte, in die Provinzzeitungen telegraphierte Nachbars: werft mich einmal um! Ich bitte euch so: verdreht mir nur einmal den Kopf — aber nicht mit dem Preis von zehn Mark für einen Flip — macht mich einmal jung, lustig und töricht. Sie tuns nicht, dudeln ihre zuckersüßen Geigenwalzer weiter in die rauchige Luft und sind ein Geschäft. Ein kaltes, nicht immer reines, nichtsnutziges Geschäft.

Eine unterirdische Geselligkeit tobt sich in dieser Stadt aus. Die neue Regel besagt: Wo es nach halb zwölf Uhr hell ist, da ist nichts los; denn nach halb zwölf Uhr ist es nirgends hell. Aber wo es dunkel ist .... da ist was los. Was denn?

Eine kaum unverhülltere Aphrodite als jene vor der Polizeistunde. Sollen die Paare auf den Tischen sitzen

und mit den Beinen strampeln? Dazu sind wir viel zu fein. Das Risiko der Nachtlokale läßt die Preise in die Höhe schnellen — das Amüsement kaum. Werft mich um! Werft mich um! — Und ich kann lange bitten, und stehe nach wie vor auf meinen zwei Beinen.

Berlin ist nicht mehr Berlin, auch das gesellige nicht. Wir tun noch alle so, als wären wir die alten — aber es ist nicht wahr. Man bemüht sich krampfhaft, an die alten Formen und Vorstellungen anzuknüpfen — sie entgleiten einem unter den Händen, sind brüchig geworden, passen nicht mehr und stimmen nicht mehr. Es ist da ein neues Berlin, das erschreckend schnell herauf- und heranwächst, und niemand kann sagen, wie es aussehen wird. Es wird scheußlich aussehen.

Vor mir liegt — fleißig, wie ich mich habe — ein altes Buch: „Berlin und die Berliner. Leute. Dinge. Sitten, Winke." Das Buch ist steinalt; es stammt aus dem Jahre 1905. Einen Verfasser hat es nicht; ich habe mal auf den verstorbenen Walter Turszinsky geraten — aber das wird wohl nicht stimmen. Es ist amüsant, zu lesen, wie sich da schon ganz allmählich etwas herausgebildet hatte, das man beinahe berlinische Kultur zu nennen veranlaßt gewesen wäre — wenn man nicht genau wüßte, daß es so etwas in unserm Jahrhundert bisher wirklich nicht gegeben hat. Da steht nun alles aufgezeichnet, ironisch und mit jenem bissigen Berliner Akzent, aber doch immerhin: was man tue und nicht tue, welche Gesichter man und wann man sie schneide, wie man den tituliere und den, wie man schreibe, gehe, fahre, Tennis spiele, in Premieren die Logen bevölkere — dahin, dahin! — Denn man kann heutzutage

alles auch ebensogut ganz anders machen — und das ist das Gegenteil von Kultur.

Schadet es dir heute, wenn du in Henny Porten verliebt bist? Nein. (Dein Dienstmädchen ist es auch.) Schadet es dir, wenn du als Salonbolschewist verkleidet einhergepoltert kommst? Gar nicht. Schadet es, wenn du Fulda liebst? Nein. Darfst du expressionistische Revolutionäre schätzen? Ja. Darfst du einen schwarzen Schlips zum Frack . . . Erlauben Sie mal! Wir haben doch Kultur!

Zeichne Zeichner, zeichne! Zeichne die kleinen Mädchen, die ausgeführt werden und sich ausführen lassen, zeichne die Damen, die ins Opernhaus fahren und gut in der Loge wirken, solange sie sitzen, zeichne die Tänzerinnen, die aus-

sehen wie Damen, und die Damen, die nicht so aussehen, und die sich beide wenig unterscheiden, zeichne die Gesellschaftsleute, die sich am Tage angestrengt haben und das des Nachts weiter tun, zeichne, zeichne! Zeichne die Herren undefinierbaren Alters, die jung aussehen wollen und es auch durchsetzen, und zeichne die Gesichter der zweiten Generation, die so schrecklich gern mit zweiundzwanzig Jahren Papas Habitus aufweisen möchte und es auch durchsetzt; zeichne die Mamas, die mit einem Erlösungsseufzer in den Fauteuil sinken, wenn die letzte Tochter glücklich verlobt ist — Kinderarzt, gute Praxis, wenig Vorleben, bescheidene Ansprüche — zeichne den Mann, der immer Geld hat — warum, keine Ahnung, wie? — und den, der immer keins hat — (und die sich beide wenig unterscheiden) — zeichne, zeichne! Und so hübsch du zeichnen wirst und so genau du beobachtest, so nervös und so klar, so prickelnd und so beschaulich — : du wirst diesen Berliner Ton von Gefühlskälte nicht erreichen, diese unbedingte Unbeteiligtheit an allen Dingen, diese Kälte, die keine Blasiertheit, sondern Schwäche ist. Zeichne, zeichne!

Und du, Leserin? Bist du mir böse —? Habe ich Unrecht getan? Ist Berlin anders? Bin ich nur ein fetter, unzufriedener, literarisch angehauchter junger Mann, der hinten heruntergefallen ist und die sauren Trauben schilt? Spotte nicht! Erstens ist fett sein keine körperliche Eigenschaft, sondern eine Weltanschauung, und zweitens: der zopfigste Stil Hamburger Kreise ist diesem da vorzuziehen. Wir entwickeln uns, gewiß — aber frage nicht, wohin, Leserin. Kennst du es anders?

Du bist gereist. Ja, du bist gereist — aber du hast — einer Zauberin gleich — jene Luftschicht mit dir genommen, die ich dir hier vormalte, und die dich umgab wie eine Glaskugel. Du kennst es nicht anders. Komm in die deutschen Städte, geh nach Genf, geh nach Rußland, wo es noch heil ist, geh nach Budapest . . . Ah, da sind Flecke und manches so ganz anders, wie man es sich wünschte. Aber Leben ist da, meine Liebe, und manchmal — verzeih das harte Wort — Kultur. Nur freilich: man muß sie aufzusuchen verstehen und nur sich, und nicht diese Stadt, im Koffer mitbringen.

Das hast du gelesen, und die Saison ist auf ihrer Höhe, du blätterst und rauchst eine Zigarette und wunderst dich, was es wohl für wunderliche Männer auf der Welt gibt. Gib mir deine Hand. Ich will sie dir sehr lange und ernsthaft küssen, gar nicht so, wie man sonst in Berlin jemanden die Hand küßt — innerlich widerstrebend oder für den Photographen. Ganz, ganz anders.

Und erlaube, daß ich mich verbeuge und entlaß mich — denn du gehst jetzt wahrscheinlich in eine Gesellschaft und wirst um dich sehen. Hat Peter Panter gelogen — ?

BERLINER ERLEBNIS.

Von Artur Landsberger.

Es war drei Jahre vor Ausbruch des Krieges. Seit sechs Monaten lebte ich in dem kleinen Städtchen, eineinhalb Stunden von Berlin entfernt. Und was mich hier hielt, war die Tatsache, daß man hier nichts, aber auch rein nichts erlebte. Meine sogenannte Zerstreuung war der Abendschoppen mit einem Gutsbesitzerssohn, der von den Erinnerungen seiner Greifswalder Studentenjahre lebte. Ich aber hielt brieflich meine Beziehungen mit Berlin aufrecht. Jeden Tag verbrachte ich so mindestens eine Stunde im Verkehr mit der Großstadt. Das genügte vollkommen, um nicht zu verbauern.

Korrespondierte ich mit dem mir befreundeten Professor, so setzte ich meine Hornbrille auf, stellte eine Flasche Falerner, den er so liebte, und zwei Becher auf den Tisch, stieß mit ihm an, trank und unterhielt mich schreibend mit ihm genau, als wenn ich mit ihm in unserem alten Stammlokal am Kurfürstendamm zusammensäße. Schrieb ich einen Brief an Annalisa, die Kommerzienratstochter, so stieg ich in meinen Cutaway, zog den Scheitel nach, fuhr schnell mit dem Polierer über die Fingernägel und setzte mein verbindliches, überlegenes Lächeln auf, das jene jungen Damen lieben und für Geist halten. Ich klingle dann, war sehr förmlich, und ließ mir „zweimal Tee" bringen. — War ein nach Houbigeant duftender Brief der kleinen Motte aus der Tanzbar zu beantworten, so holte ich das seidene Pyjama (unter uns: das einzige!) hervor, tat, als wenn ich von Kindheit an des Nachts nie etwas

anderes getragen hätte, stieg in die samisch-ledernen Hausschuhe, klemmte das Monokel ein und bestellte lebemännisch „eine Flasche Extra Dry". — Das hatte den Vorzug, daß ich mir die Gesellschaft nach meiner Stimmung wählen konnte, während in Berlin, ohne Rücksichtnahme auf meine Stimmung, fast stets Umstände und Gesellschaft m i c h gewählt hatten.

Ich hatte beschlossen, hier zu sterben. Da geschah Folgendes: Mein Freund bekam Urlaub. Und statt, wie seit zehn Jahren, seinen Urlaub auf dem heimatlichen Gute zu verleben, gestand er mir, daß er beschlossen habe, zu heiraten, und daß er seinen Urlaub infolgedessen diesmal in Berlin verbringen werde. — Diese Eröffnung versetzte mich in Erstaunen.

„Sie haben in Berlin eine Braut und haben mir nie etwas davon erzählt?" fragte ich etwas gekränkt.

„Ich? — wieso?" erwiderte er verdutzt.

„Na, Sie sagten doch eben . . . . . "

„I' Gott bewahre!" fiel er mir ins Wort. „Im Gegenteil! Aber ich habe den Stumpfsinn hier und das Alleinsein satt. Ich will mich mal amüsieren."

„Und da wollen Sie heiraten?" fragte ich mißtrauisch.

„Nicht unbedingt. Ich will was kennen lernen."

„Das ist etwas anderes", sagte ich beruhigt.

„Sie wissen in Berlin Bescheid, Sie haben Beziehungen, Sie müssen mir helfen."

„Herzlich gern. Sagen Sie mir nur, was Sie wollen."

Eines studierten Mannes mit gutem Aussehen und aus bester Familie brauchte man sich nicht zu schämen.

„Geben Sie mir Einführungen in gute Häuser mit hei-

ratsfähigen Töchtern — aber verraten Sie mir auch, wo man eine angenehme Unterhaltung nicht gleich mit dem Standesamt zu quittieren braucht."

Na, da war er ja bei mir an den Richtigen geraten. Dem Manne kann geholfen werden, sagte ich mir, nahm die Speisekarte, die gerade auf dem Tisch lag, schrieb rechts von der Gemüsesuppe Annalisas Namen und Adresse; darunter, neben dem Zander in Butter, des befreundeten Professors Töchterlein; neben der Kalbsbrust mit jungem Gemüse Marta Anders, des Stadtrats dunkelblonde Tochter, und neben dem Halbgefrorenen S. Exzellenz des Kammerpräsidenten hochnäsige Tochter Sophie. Über das ganze schrieb ich: „Offizieller Teil." Und daneben, links der Suppe, unter dem Titel „Fidelitas", setzte ich als erste meine Freundin Motte aus der Tanzbar, neben dem Fisch, in respektvoller Entfernung von des Professors Töchterlein, die schwarze Mirjam, daneben Amély, die Königin des Drahtseils, und durch das Halbgefrorene von S. Exzellenz Tochter Sophie getrennt, Hascha, die Feuertänzerin.

Speisekarte.		
Fidelitas!	Sonntag, den 11. Mai 1911	Offiz. Teil
Motte ff!	Gemüsesuppe	Annalisa
Mirjam	Zander in Butter	Eva
Amely	Kalbsbrust mit Gemüsen	Marta Anders
Hascha!	Halbgefrorenes	Sophie! (Achtung!)

Mit diesem Programm und der dazu nötigen Gebrauchsanweisung fuhr mein Freund am übernächsten Tage, nach-

dem er sich zuvor bei mir den Cutaway, das Monokel und die seidene Pyjama ausgeliehen hatte, nach Berlin.

Zehn Tage hörte ich nichts. Am elften kam er zurück. Er drahtete von unterwegs:

Eintreffe elf Uhr zehn. Große Überraschung. Bin überglücklich. Holen Sie mich ab.

Aha! dachte ich bei mir und überlegte: ob er wohl bei der Suppe, beim Fisch, bei der Kalbsbrust oder beim Halbgefrorenen angebissen hat?

Ich sollte nicht lange im Zweifel sein. Punkt elf Uhr zehn lief der Zug ein. Strahlend entstieg ihm mein Freund. Aber statt sich in meine geöffneten Arme zu stürzen, nickte er mir nur verständnisvoll zu, wandte sich wieder seinem Abteil zu und half fast ehrerbietig einer jungen Dame auf das Trittbrett, von der ich, da sein breiter Rücken sie verdeckte, zunächst nur die durchbrochenen Seidenstrümpfe und ausgeschnittenen Lackschuhe sah.

„Sollte der Frechdachs etwa . . . .", dachte ich eben, als auch schon die fesche Hascha auf mich losstürmte, mir die Hand drückte und laut rief:

„Servus Artur! Ich bin ja so glücklich!"

Der Freund, der so nahe Bekanntschaft zwischen uns wohl nicht vorausgesetzt hatte, lächelte etwas verlegen und sagte ziemlich förmlich:

„Lieber Freund, Sie gestatten: meine Braut!"

„Wa . . a . . a . . . ", erwiderte ich und fühlte, wie mein Mund offen stehen blieb. Und als ich wieder ganz bei mir war, da saßen der Landwirt und Hascha, seine Braut, mir im Wagen gegenüber, der uns vom Bahnhof aus in die Stadt führte. — Hascha redete unaufhörlich auf mich ein

und erzählte, wie alles gekommen war. Ich war noch so verblüfft, daß ich kein Wort verstand.

Als wir sie im „Hotel zum weißen Schwan", das ihr auf telegraphische Anweisung meines Freundes hin einen bräutlichen Empfang bereitete, abgesetzt hatten und wieder im Wagen saßen, fragte ich:

„Ja, nun sagen Sie bloß, was haben Sie eigentlich angestellt?"

Er schüttelte den Kopf und sagte stolz:

„Nichts! Ich passe nicht zum Lebemann. Diese Art Dämchen liegt mir nicht. Mir liegt das Solide" — und dabei wies er in die Richtung des Hotels, in dem wir Hascha, die Feuertänzerin, soeben abgesetzt hatten. „Ich bin für die Ehe geboren."

Glücklicherweise hielt der Wagen gerade vor meiner Tür. Ich war wirklich um eine Antwort verlegen. Denn ich wußte durchaus nicht, was ich von alledem halten sollte. Hatte dieser Arme im Wirrwarr Berlins den Verstand verloren?

Auf meinem Schreibtisch lag ein Expreßbrief. Seine Exzellenz der Kammerpräsident schrieb mir:

„Was für einen Flegel haben Sie mir da ins Haus gesandt? Er berief sich auf Sie und wünschte, meine Tochter zu sprechen. Schon diese Art der Einführung war ungehörig. Unglücklicherweise befand sich meine Tochter Sophie gerade in der Halle, woraufhin dieser Rüpel sie einlud, mit ihm in einem lauschigen Lokal zur Nacht zu essen. Meine Tochter glaubte, es mit einem Geisteskranken zu tun zu haben. Er holte nämlich auf ihre empörte Ablehnung hin eine fettige Speisekarte

aus der Tasche und wies fortgesetzt auf eine Stelle, wo neben „Halbgefrorenem" in Ihrer Handschrift der Name meiner Tochter stand. Ihr Freund flog, und falls Sie Wert darauf legen, einem ähnlichen Verfahren zu entgehen, ersuche ich Sie, mein Haus künftighin zu meiden. — Mit der Ihnen gebührenden Achtung

Kammerpräsident v. S., Exzellenz.

Ich lachte laut auf. Jetzt war mir alles klar! Dieser unselige Mensch hatte den „offiziellen Teil" mit der „Fidelitas" verwechselt; die Präsidententochter ins Separée geladen und sich mit der Feuertänzerin verlobt!

Als ich mich von der ersten Überraschung erholt hatte, hielt ich es für ratsam, der Weiterentwicklung der Dinge, für die ich mich in gewissen Grenzen immerhin verantwortlich fühlte, doch lieber von einiger Entfernung zuzuschauen. Ich packte meine Koffer und reiste ab.

DIE TANZENDE STADT.

Meine liebe, kleine Frau Marion!

Das erste Postschiff geht wieder nach Amerika! .... Muß ich da nicht sofort an meinen Schreibtisch, muß ich da nicht tagelang schreiben, darf mein Brief auf dem Schiff fehlen? ... Darf er das? ... Um Gotteswillen, nein ...

Was soll ich Ihnen schreiben? Daß ich lebe, haben Sie an der unangenehmen Existenz dieser Zeilen schon fest-

stellen können, daß ich weder belgische Augen ausgestochen habe, noch verhungert bin, brauche ich nicht erst zu versichern. Daß Deutschland noch steht, und wieviel die Butter kostet, können Ihnen auch andere mitteilen. Daß und wie aber Berlin — tanzt, muß ich Ihnen schreiben.

War doch unser Abschied im Juli 1914 ein weicher, müder Boston auf einem Fest des Davis. — Coup

Foxtrott

Turnieres ..... Dann habe ich einen üblen, schlechten Rag viereinhalb Jahre in Galizien und Frankreich tanzen müssen — — — und jetzt? ....

Ja, meine liebe, kleine Frau Marion, Berlin schwelgt im Tanz ..... Berlin versinkt in Tanz ... Destinée summt jede Köchin schon am frühesten Morgen, und eine gewisse „Peruanerin" von unserem lieben Nelson (wissen Sie noch im Sanssouçi?), ist neuerdings zur Nationalhymne erhoben worden ... Foxtrott, Onestep, Boston rast durch die Säle ... den guten Geschmack und die Liebe zum Tanz mordend ... Halensee tobt, sowohl im Palais der Behrenstraße, wie in den vielen neuen Dielen am Bayrischen Platz und Kurfürstendamm. Plakate füllen die Litfaßsäulen in nie geahnten Dimensionen. Jeden Tag muß durchaus ein neuer Tanzstern die Blüthnersaal- und Philharmoniebesucher unglücklich machen, jeden Tag sind siebzehn verschiedene sogenannte „Gesellschaftsabende" (Gesellschaft!), in fast jedem Haus fiedeln hinter dicht verschlossenen Vorhängen Kapellen ... Tanz ... Tanz ... im Zirkus Berlin!

Gott, wie müßt ihr alle nun „himmlisch" tanzen können, höre ich Sie seufzen; ja, ja, Frau Marion. Seien Sie zufrieden, daß Sie den sogenannten Tanz Berlins nicht mitzumachen brauchen ..... Hat Berlin wirklich mal eine Admirals-Redoute gehabt? .... Hat wirklich einmal ein Leonard mit seiner Amélie getanzt? .... Feierte nicht im Palais de danse der Gesellschaftstanz höchste Vollendung? ... Ja, Frau Marion, der Geschmack ist auch „auf dem Felde der Ehre" geblieben. Nur manchmal summen noch alte Erinnerungen,

wenn die beiden Boston-Klubs (ja, wir können uns jetzt zwei leisten) uns zu sich laden, wenn in einigen wenigen Bars noch manchmal ein Paar ohne Bolschewismus tanzt .... Denken Sie noch manchmal an die schönen Abende im Hotel Cumberland, wie Majowski Rags und Stepps fiedeln konnte? ..... Aber fort, fort, Erinnerung ..... Die Kapellen sind in Berlin gut geblieben, und gute Tanzmusik gibt es fast überall .....

Aber was nützt einem das alles? Wenn du nun wirklich mal eine Berlinerin hast, die tanzen kann, rast dann doch um dich eine Menge, die voll Unkultur alles zertritt .....

So ist der wirkliche gute Tanz nur noch auf Privatbällen zu finden. Wenn Please oder Destinée über das Parkett träumt, wenn ein wilder Fox uns mit sich reißt ..., Marion, Marion, Gott wie war es früher schön! Heute kreiert jeder Lebesäugling eine neue Tour. Denken Sie sich, offen tanzen sie Boston, weiche Töne tanzen sie

so eckig, daß man sich daran stößt. Fox hopsen sie, daß Kronenleuchter zertrümmern, Kalk und Tapete von den Wänden platzt, ... o du herrliche, wundervolle heutige Zeit! . . . . . Unser Oskar Wilde sagt: „Am Tanz erkennt man den Charakter einer Frau; sollte man nicht auch den Charakter eines Volkes daran bewerten können? . . O armes Volk!

Jetzt zieht eine „Jazz"-Vergiftung durch Berlin . . . . . Wie ich höre, werden die Parkett-Böden durch Beton hierzu ersetzt werden . . . Es wird furchtbar werden . . . Aber Turniere haben wir trotzdem und alles, was wirklich dann heute noch tanzen kann, sitzt dann zu allem Überfluß in der Jury . . . Doch die Hoffnung, Frau Marion, wollen wir nicht aufgeben, manchmal erhellt sich das Bild, wenn wirklich neue talentierte Paare ohne Mätzchen und Ungezogenheiten, mit denen sie scheinbar blenden wollen, um uns tanzen.

Doch genug, Frau Marion. Wann sehen wir uns wieder? Sehen wir uns im Winter in St. Moritz? .... Sie müssen kommen, wir haben uns ja so viel zu erzählen, denn in Berlin kann ich mich nicht mehr unterhalten ..... Die schönen und großen Frauen von Berlin sind auch verschwunden. .....

Hier tollt alles in Schminke und dickstem Puder, in Talmi und Kitsch, und wischen Sie alles fort, so bleibt ein wüster Zirkus Berlin übrig.

Auf Wiedersehen Frau Marion

Ihr

Hanns Steiner.

BERLIN UND DIE BERLINERIN.

Von Margarete von Suttner.

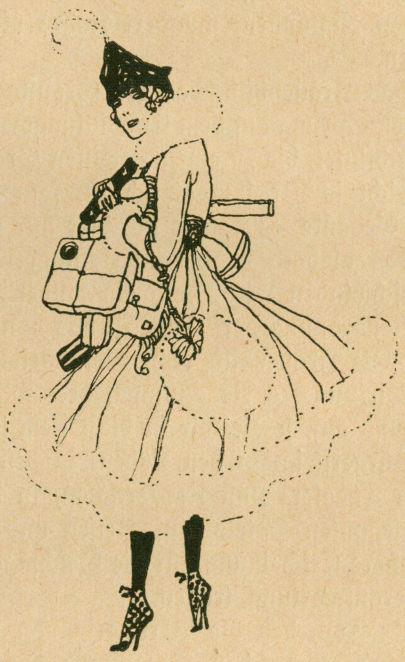
Von der Wienerin sagt man, sie hätte Stil — von der Pariserin gar nicht zu reden — während von der Berlinerin behauptet wird, quasi im Gegensatz, sie sei stillos.

Wie Berlin selbst — jenes Berlin, das wir bis zum Kriege und darüber hinaus liebten — knapp sechzig Jahre hinter sich hatte, und daher jener traditionellen Kultur und Patina entbehren mußte, die Wien und Paris auszeichnen, so auch seine Frauen. Und darin gerade sehe ich das Bedeutungsvolle.

Legt man die heute so trostspendende, rosenfarbige Brille ab, in der sich das traditionelle Kulturbild der Frau, durch die Arbeit der Zeit in immer höherer Vollendung auch spiegelt, um der harten und nüchternen Wirklichkeit ins Auge zu sehen, dann ergibt sich folgendes: Die Berlinerin ist nicht stillos, sie hat aber einen vom traditionellen Weg abweichenden Entwicklungsgang eingeschlagen, in Übereinstimmung mit dem ganzen Staatswesen, das rücksichtslos in andere Bahnen drängt und stürmisch nach einem ganz neuen Fundament sucht.

Wir sind dabei, die letzten Zeilen eines Kapitels der Weltgeschichte zu schreiben; ein neues Kapitel steht in Vorbereitung, und in ihm werden Frauen figurieren, die sich notgedrungen von denen im überlebten Kapitel unterscheiden. Für diesen neuen Stil dürfte die Berlinerin eine, vielleicht die charakteristischste Repräsentantin, ja eine Vorkämpferin sein. Das nun ist ein gar undankbares Amt! Der

Vorkämpfer neuer Ideen ist meist recht unbeliebt; er verstößt gegen alteingesessene Regeln, er schafft neue, er muß eine gewisse Härte besitzen, er macht sich über Gebühr bemerkbar, und das ist lästig, ja mehr — — —



All das trifft auf die Berlinerin von 1919 zu. Sie ist verschieden von anderen Großstädterinnen, und zwar ist ihre Verschiedenheit von vornherein bedingt durch die vollkommen abweichenden sozialen Verhältnisse, unter denen sie lebt. Hatte sich deren Rückwirkung auf die Frau schon

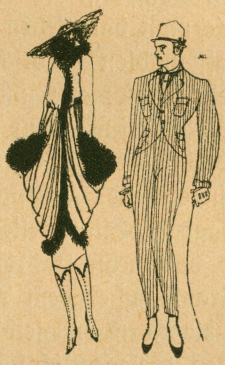
lange vor dem Kriege geltend gemacht, so wurden sie nun durch das zur Neige gehende Revolutionsjahr und die Vorarbeit der Kriegsjahre, in eklatanter Weise in den Vordergrund geschoben. In kurzen Monaten wurde ein Weg zurückgelegt, zu dessen Bewältigung unter den vorkriegszeitlichen Zuständen, hundert Jahre vielleicht nicht genügt hätten.

Obwohl das Frauenbild, das die Großstadt nach dem unvermittelten Sprung auf dem Entwicklungsweg in breiten Mengen durchflutet, bis zu einem gewissen Grade den Ton angebend, nicht immer sympathisch ist, so wäre, wie ich glaube, der Gedanke, es handle sich hier nur um eine Art Phantom, das alsbald ohne Hinterlassung irgendwelcher Spuren verschwinden wird, doch ein wilder. Auf dem Wege zur Neuordnung der Dinge ist das von der Gegenwart gezeichnete Frauenbild recht unvermeidlich.

Die Rückwirkung des Revolutionsjahres auf die Frauen drängt sich uns auf, sowie wir in die Öffentlichkeit treten: Auf dem Bürgersteig, in den Läden, in den öffentlichen Vehikeln, in Theater- und Konzertsälen, in den Restaurants der eleganten Hotels, auf Reisen und nicht zuletzt durch die äußere Erscheinung, für die Geschmack und Mode die Hauptverantwortung tragen.

So oft der Ton, den die Berlinerin von 1919 in den Läden anschlug, auch schon Gegenstand der Kritik war, so kann ich nicht umhin, nochmals auf ihn zurückzukommen, denn mich will bedünken, er sollte anders eingeschätzt werden als es geschieht. Die oft gerügte Unhöflichkeit, ja Grobheit, die die überwiegende Mehrheit der Frauen zur Schau trägt, ist vielleicht die einzige eben dieser Majorität

zu Gebote stehende Waffe, das einzige Mittel, um dem Unbekannten anzudeuten, was gerade von ihnen quasi als Respektsperson zu betrachten ist, die weder Ideal noch Widerspruch duldet. Angesichts der Unhöflichkeit meines Nachbarn bleibt mir nur die Wahl zwischen doppelter Unhöflichkeit und stummem Duldertum, beziehungsweise Demut. Da für die feingebildete Frau Unhöflichkeit lediglich als ein Akt der Notwehr in Betracht kommt, so ist in der Öffentlichkeit neunmal unter zehn Demut ihr Los.



Eine gewissermaßen demütige Stellung nimmt die Berlinerin der obersten Klassen auch in den öffentlichen Vehikeln ein. Dort kann man den unerquicklichen Anblick erleben, daß die Sitzplätze von den Männern und den Frauen aus dem Proletariat eingenommen werden, während die Damen stehen. Dies ist sicher nur eine kleine Stichprobe, aber sie liefert einen Beitrag zum Beweismaterial, daß die Berlinerin in der Kunst, den Mann zur Galanterie zu erziehen, nicht entfernt so virtuos ist, wie ihre Mit-

schwestern in Frankreich oder jenseits des großen Wassers; wie sie denn überhaupt weit entfernt davon ist, in ihren Beziehungen zum Mann gleich viel diplomatisches Denken hineinzutragen. Viele sind geneigt, darin Überreste oder Beweise von Sentimentalität zu sehen. Zu dieser Auffassungsweise kann ich mich nicht verstehen, vielmehr sehe ich auch in der geringen Entfaltung von Diplomatie, in dem Prinzip des Spieles mit offenen Karten, dem die Berlinerin schon heute viel offenkundiger huldigt als andere Großstädterinnen, ein Symptom des Stils der Zukunft.

Wie anders könnte man das Leben und Treiben anno 1919 an einem fassionablen deutschen Seebadestrand deuten? Hier ist jede Diplomatie und alles Geheimnisvolle ausgeschaltet, hier spielt man nur mit offenen Karten, hier wird der Beobachtende überzeugt, daß die Brücken zu so mancher alteingesessenen Gepflogenheit und Sitte, vielleicht besser gesagt zu Sittlichkeit, abgebrochen sind. Begebenheiten, die vor zehn Jahren am verrufensten französischen Badestrand außer dem Bereich jeder Möglichkeit lagen, haben die Form von selbstverständlicher Alltäglichkeit angenommen. Gelegentlich kann man nicht umhin, sich fragend an die Stirn zu klopfen, ob man geschlafen hat, blind oder taub war, wenn man weibliche Wesen, die sich in galanter Weise mit fremden Männern betätigen, als gnädiges Fräulein anrufen hört, und das von Frauen, deren grüner Taftmantel, blauer Chiffonüberrest auf schmucklos zurückgestrichenem Haar, deren Bewegung und Sprache die kleine „Bourgeoisie pur sang" unzweifelhaft bekundete. Diesen Typus hat das Jahr 1919 aus dem bereitliegenden Material scharf herausgemeißelt. Er

schöpft aus dem jungen Ruhm Kühnheit und Sicherheit, und aus der glänzenden pekuniären Lage das Anrecht, jedes Vergnügen, jeden Genuß in vollen Zügen zu genießen.

Die Ecken und Kanten dieser von Jung-Deutschland gemeißelten Frauengestalt, an denen sich heute so mancher wund stößt, der aus weniger neuem, und daher empfindsamerem Ton geknetet ist, werden sich unter dem Einfluß der Kulturarbeit — denn auch der Zukunftsstil wird einst Vergangenheit haben — abschleifen und mildere Formen annehmen, verschwinden wird er nie mehr, er wird vielmehr die Minorität in seinen Bannkreis ziehen und den Ton für Geboren wie Äußeres angeben, für das, wie gesagt, Mode und Geschmack die Hauptverantwortung tragen.

Mit Bedauern, aber eigentlich ohne Verwunderung, konstatiert man, daß das Außenbild, das die Berlinerin von 1919 bietet, an einer Gleichartigkeit leidet, die fast an einschläfernde Eintönigkeit grenzt, und daß es jenen Frauen, die den breiten Durchschnitt überragen — was ihnen nach althergebrachten Begriffen Bewunderung eingetragen hätte — heute kaum möglich ist, sich in der Öffentlichkeit zu zeigen, und zwar aus guten Gründen. Die Berlinerin von 1919 schreckt vor keiner Mode zurück, unter der Voraussetzung, daß eine Mode für sie selbst irgendwie praktisch greifbar ist. Sie trägt sie, gleichviel, ob sie sie kleidet oder nicht, und ob sie zu ihrem Leben paßt oder nicht. Aber sie bekämpft jede Mode, jedes Modedetail, von dem selbst zu profitieren ihr versagt ist, sie bekämpft es öffentlich durch Worte der Kritik, durch Mienen

und Geberden. Sie steht daher im Grünkramladen mit Seidenstrümpfen, dekolletierten Samtschuhen und zartrosa Seidenbluse, kritisiert aber eine Mitschwester, die sich abends eines öffentlichen Vehikels bedient, um sich in Gesellschaft zu begeben auf das allerherbste, und zwar vielleicht noch weniger ob ihres Anzuges und ihrer Frisur und manch anderem Detail, das ihr selber versagt ist, als ob jenes unsichtbaren gewissen Etwas, das eine ebenso unsichtbare aber doch unüberwindliche Schranke verrät.

Und das ist nicht weiter erstaunlich, denn die große Majorität der Berlinerinnen ist zu demokratischer Denkungsweise unfähig, in ihr schlummert — oft sicher ganz unbewußt — die Sozialdemokratin.

Das im letzten Jahr der Kleiderluxus bis in breite Volksschichten eindrang, ist eine Tatsache, die nicht nur durch Umfragen in großen Geschäftshäusern erhärtet ist. Dort hört man z. B., daß die Arbeiterin Blusen im Preis bis zu 300 Mark kauft, Wäschegarnituren bis zu 250 Mark, daß sie Maßstiefel für 200 bis 300 Mark bestellt, und die fertigen Stiefel oft verschmäht, weil — sie niedrig sind. Bei sehr scharfem Beobachten überzeugt man sich, daß die teuren Sachen tatsächlich in großen Mengen getragen werden, und man sollte danach annehmen, die Eleganz des Straßenbildes hätte zugenommen. In Wahrheit aber trifft das Gegenteil zu, und diese Tatsache, nämlich das kaum bemerkbare Vorhandensein von teuern, guten Sachen, — bekräftigt ein Phänomen, das zu den Begleiterscheinungen der Mode gehört. Ein und derselbe Modegegenstand ist in der Hand dieser Frau ein vollkommen anderer, wie in der Hand jener. Weil nun aber in dem noch lau-

fenden Jahr ein großer Teil gerade jener Frauen, durch deren innigen Kontakt die Mode veredelt wird, Relief bekommt, sehr zurückhaltend sein muß — aus diversen Gründen und n i ch t zuletzt weil sie, wie schon angedeutet, die Allgemeinheit leicht überragen — deshalb bleibt uns das Toilettebild jene Eleganz und Pikanterie schuldig, durch die es uns angesichts der vorhandenen Gegenstände und des Geldaufwandes eigentlich erfreuen müßte.

Aber wie wenig wirklich Erfreuliches wir trotz des effektiv gesteigerten Luxus' auch sehen mögen, wir wissen, daß die Mode als solche in dem zur Rüste gehenden Jahr, gemessen am Maßstab zurückliegender Moden, beanspruchen darf, als graziös und typisch bezeichnet zu werden. Aber wie schön und geliebt eine Mode auch sei, sie trägt den Todeskeim in sich, und wenn wir dies traurige Jahr zu Grabe tragen werden, dann dürften auch seine Moden ausgelebt haben. Die neuen Moden nun kommen, nicht „langsam aber sicher", sondern recht schnell und sicher — denn sie kommen auf Schleichwegen — aus Paris.

Wenn es nun schon seit Jahrzehnten Aufgabe des imperialistischen Deutschland war, die im republikanischen Frankreich, mehr oder minder ausschließlich für die Aparten geschaffenen, Modelle, zu sozialisieren — wenn man so sagen darf —, so wird es nunmehr heißen, sich dieser Aufgabe mit doppelter Gründlichkeit zu widmen. Möge das kommende Jahr sich, was das Gebaren und den Anzug der Frauen anbelangt, als ein von demokratischerer Gesinnung getragenes entwickeln wie das ablaufende, in dem die Minorität der Berlinerinnen von der Majorität geknechtet war.

BERLINER NACHT.

Von Robert Liebmann.

Man hat es der Berliner Nacht nicht an der Wiege gesungen, wie sie einst aussehen würde. Sie hatte als Kind zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Nun hat auch sie der Krieg auf dem Gewissen. Der Belagerungszustand hat ihre tolle Ausgelassenheit gedämpft und die Kohlennot gibt sich die denkbar größte Mühe, die nur noch schwach sich sträubende gänzlich zu erledigen.

Wenn ich scharf nachdenke, so erinnere ich mich wahrhaftig daran, daß es in Berlin zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang einmal ganz anders aussah als heute. Damals, als ein gewöhnlicher Droschkenchauffeur zehn Pfennig noch für ein Trinkgeld und nicht für eine Beleidigung hielt, als in den illustrierten Wochenschriften der Kaiser noch die Stelle von Fern Andra und Henny Porten einnahm, damals spielte in einem schönen Winter im Metropol-Theater eine Revue unter dem Titel „Die Nacht von Berlin". In dieser Revue gab es ein erstes Bild, daß die personifizierten Nächte sämtlicher Großstädte der Welt vereinte. Von sämtlichen Nächten war die Nacht von Berlin die schönste, und das stimmte. Die Nacht von Berlin war zwar eine leichtlebige Person, aber sie hatte das Recht dazu; denn sie war jung und hatte viele, viele Reize. Sie ließ sich in Bars bewundern, in denen man sich schon für geneppt hielt, wenn die Flasche französischen Sekt soviel kostete wie heute ein Paar Stiefelsohlen. Sie hatte Tanzlokale, in denen die besten Schneider der Welt ihre Modelle wiederfinden konnten, sie hatte Kabaretts,

TANZBAR

R. L. LEONARD

die um 11 Uhr ihre Pforten öffneten, sie strahlte im hellsten Glanz einer Zeit, für die die Kohlennot nicht einmal ein nationalökonomischer Begriff war, sie verabreichte ihren müden Freunden morgens um 5 Uhr bei einer Tasse Kaffee zwei Eier im Glas, einen frischen Knüppel für eine Mark mit Trinkgeld; kurz, die Nacht von Berlin war jedes Menschen Freund, der ihr gut sein wollte.

Die Nacht von 1919 aber ist grämlich, eine alternde Kokotte. Wer ihre Reize heute noch aufsucht, der ist entweder ein alter Verehrer von ihr, der sie wegen der Erinnerungen an die Schönheit ihrer Jugend liebt, oder er ist selbst jung und unerfahren, und die Jugend liebt noch immer die etwas langweilige Reife des Alters.

Die Nacht von 1919 begann eigentlich am 9. November 1918. Die erste Tat der jungen Freiheit war die Abschaffung der Nacht von Berlin. Um 8 Uhr abends mußte, wer wollte oder nicht wollte, zuhause sein. Berlin war sogar ohne die Nacht, die ihre Bummelreste aus polizeistundenlosen Friedenstagen in den Belagerungszustand hinübergerettet hatte, und hatte dafür die Nacht getauscht, in der auch der ausdauerndste Heimkrieger die ersten Schüsse fallen hörte. Es krachte am Potsdamer Platz, am Stettiner Bahnhof, am Alexander-Platz, es krachte an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Die wartenden Revolutionssoldaten fürchteten sich vor dem Dunkel der 9. Novembernacht, sie warteten auf irgend etwas, das sich ihnen entgegenstellen sollte, aber es kam nichts, gar nichts. Nur die aufgepeitschte Nervosität machte sich mit ein wenig Pulververschwendung Luft. Unheimlich und still lagen die Straßen. Kaum zuckte hier und da ein Licht auf, nur selten

hallte der Schritt eines verspäteten Berufsarbeiters. Seit den Märztagen von 1848 war in Berlin nichts ähnliches geschehen. Aber der Durchschnittsbürger verlebte die Nacht im Bett und las nur am andern Morgen in der Zeitung, was in der Dunkelheit alles nicht passiert war.

Und so sonderbar diese Nacht war, waren die ersten Nächte im Januar 1919. Spartakus hatte seine kurze Herrschaft über Berlin angetreten. Im schützenden Dunkel wurde eine seiner Hauptstellungen, das Vorwärtsgebäude in der Lindenstraße, von Artillerie sturmreif geschossen. In tiefer Nacht tobten die Kämpfe am Alexander-Platz und in der Frankfurter Allee. Grauenvoll und unvergeßlich bleibt mir besonders eine Episode: Ein Nachtgefecht, bei dem irgendwelche Schützen den Friedhof in der Belle-Alliance-Straße besetzt hatten und nun von der Dragoner-Kaserne aus beim Scheine von Leuchtpistolen beschossen wurden. Ein Friedhofkampf im Herzen von Berlin.

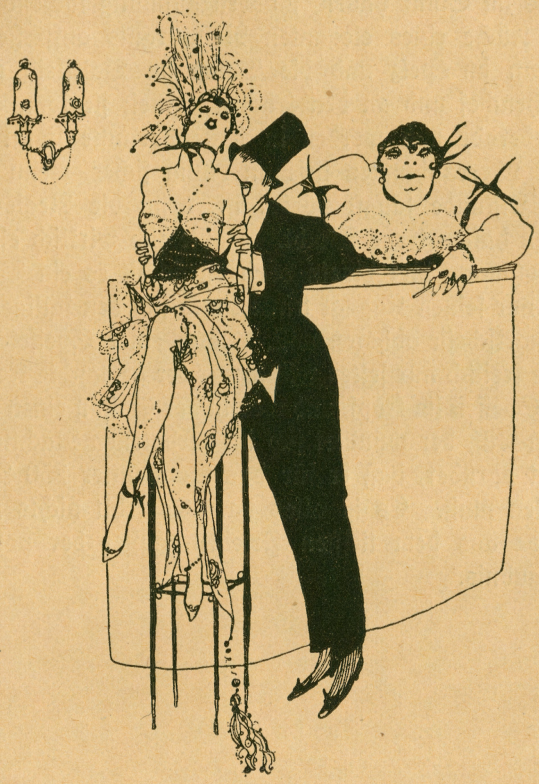
Aber der Spartakusschrecken ging vorbei und die Nacht von 1919 begann ihr Leben. Ballnächte kamen. Irgendein findiger Kopf hatte irgendeinen Wohltätigkeitszweck ausgeknobelt und die Polizeibehörde war kurzsichtig oder gutmütig genug, für den wohltätigen Zweck die Polizeistunde zu streichen. Die Karten für die ersten Bälle waren nicht übermäßig teuer. 5 Mark, 10 Mark, wenn's hoch kam 12 Mark. Aber da die Berliner Ballportiers ihre offene Hand aus besseren Zeiten beibehalten hatten, so war es auch möglich, für einen sorgfältig gefalteten Zweimarkschein ohne Billett die Sperre zu passieren. Mehr war das Vergnügen nie wert. Die bessere Gesellschaft hielt sich von den ersten öffentlichen Veranstaltungen fern. Das weiße Wasch-

kleid und die unmöglich ausgeschnittene Balltoilette der kleinen Halbweltlerin beherrschten das Bild. Das einförmig elegante Schwarz des Fracks tauchte nur ganz vereinzelt auf, der graue Kommisrock (dazu genagelte Stiefel), bunte Straßenanzüge, hie und da ein Cut, das hielt die Herrenwelt der ersten Bälle für den Inbegriff der Eleganz. Die politischen Kämpfe hielten die Köpfe noch fest im Bann. Eine kleine unbeabsichtigte Rempelei beim Tanz

genügte vollkommen zu einer scharfen politischen Auseinandersetzung, bei der geballte Fäuste und scharf geladene Revolver eine nicht immer untergeordnete Rolle spielten. Dabei waren die Rempeleien beim Tanz an der Tagesordnung. Niemand wußte mehr so recht, was eigentlich ein Tangoschritt war, jeder holte aus seiner Erinnerungskommode eine andere Beinverrenkung, und ein müllerndes Sanatorium war ein harmonischer Anblick gegen die ersten Bostonversuche in den ersten Berliner Ballnächten.

Das hat sich freilich rasch gegeben. Die große Tanzwut kam über Berlin. Wieder entwickelte sich das Palais de danse zur Hochburg des guten Tanzens. Die Damen waren dieselben geblieben wie vor dem Kriege; aber die Herren, die ihre ersten Fox-Trott- und Jazz-Übungen auf dem Parkett in der Behrenstraße anstellten, hatten sich gewaltig verändert. Junge und alte Kriegsgewinnler, Leute, die nur vom Hörensagen wußten, daß es Sekt auch ohne Saccharin geben sollte, hörten ehrfurchtsvoll staunend das harte Englisch einiger Mitglieder irgendeiner amerikanischen Kommission. Sie wußten nicht, daß auch das Palais de danse eine Tradition hatte und daß diese Tradition es verlangte, daß man unbedingt nachher noch eine Pulle bei Riche und eine Suppe im Casino zu sich nehme. Woher sollten sie es auch wissen? Riche ist erledigt und im Limonadenkasino bietet der letzte Kavalier von Berlin eine Bank aus. Wer nach Schluß im Palais de danse jetzt noch bummeln gehen will, der muß den Weg über eine Hintertreppe und das Stichwort des Tages kennen.

Wenn er über diese beiden Kenntnisse verfügt, dann steigt er durch einen finstern Torweg zwei Treppen empor,



Bar

schreckt vor zwei Regierungssoldaten zurück, die aber nichts böses im Sinne haben, sondern gutmütig lachend die Tür zur Küche eines eleganten Restaurants aufstoßen. Der Mann im Pelz und die Dame im Ballkleid eilen am Küchenchef und an den Köchen vorbei; sie kommen in die Garderobe und werden in das überfüllte Lokal geführt. Vor Überraschungen ist man völlig sicher, wenn auch die Polizeistunde längst vorbei ist, denn die Regierungssoldaten halten treue Wacht. Sollte sich wirklich einmal ein Schutzmann hier hinein verirren, so ist es ein Bekannter, der nur seinen Kognak trinken und sich den fälligen Zwanzigmarkschein abholen will. Nach einer Speisekarte kann man freilich nur selten wählen. Der gewandte Kellner hat die Speisen im Kopf, und wer in der Saison einen Hummer essen will, der wundert sich im verbotenen Nachtlokal auch nicht darüber, daß er für das Schalentier 250 Mark bezahlen muß. Es ist alles da. Es fehlt nichts zu einem Bilde aus dem tiefsten Frieden, außer der polizeilichen Erlaubnis.

FILM.

Von F. W. Koebner.

So — na, so hochmütig lächelt die blonde Dame von der Litfaßsäule nach dem Plakat unter ihr, auf dem rohe Henkershände blutbespritzt die Dubarry aufs Schaffott zerren — —. Wieviel besser hat's die junge Dame mit seidenen Strümpfen, Spitzenhöschen und zwei roten Fleckchen, die daneben klebt und „den Weg verloren hat".

Die Wahl ist schwer. Das Essen war gut, der "Clos du roi Ponnelle" liegt im Blut. Nur ein Kino kommt in Frage. Ein Kino, in dem man sehr, aber auch sehr bequem sitzt und in aller Ruhe zusieht, wie die da auf der Leinewand sich eines schönen Tages haben abquälen müssen — —

„Die industrielle, wirtschaftliche und technische Entwicklung der deutschen Filmindustrie —"

Quatsch — das gehört nicht hierher. Heute nicht. Dazu war der Burgunder zu gut.

Heut' seh ich das Kino nur in rosigstem Lichte. Heute seh' ich nur die schönen Frauen, die Diven mit ihren Villen, Autos, Luxushündchen, Wurstschrippen —

Ich möchte mal der Vertraute all' dieser schönen Frauen sein. Ihr Berater, ihr Manager. Ihr — Propagandachef! —

Das denke ich mir herrlich.

In einem Klubsessel sitzen und eine der teuren Diven nach der andern — warten lassen —

Seifenblasen — ich habe ja mit dem Film nichts zu schaffen —!

Heute geh' ich ganz privat ins Kino und freue mich meines Lebens, wie nur jemand, den die ganze Sache gar nichts angeht —

Also: Hier gehen wir hinein —

Hier gibt man das große Gesellschaftsdrama: „Ebenso wie die andern."

Sicherlich ein Aufklärungsfilm. Ich sehe Aufklärungsfilme sehr gerne. Schon aus Gemeinheit. Weil der „Filmschmock" immer dagegenschreibt und ihn sich heimlich stundenlang ansieht.

Ich präge Erna und mir nochmals ein: Ich habe nichts mit dem Kino zu schaffen und bin gänzlich unbeteiligter Zuschauer.

„Laß doch die Zeitung — die Leute gucken ja schon —" flüstert Erna.

Ich sehe die endlose Reihe der Billettsüchtigen entlang und zucke bedauernd die Achseln. Noch eine Viertelstunde bis zur Kasse.

Endlich —

„Zwei Fremdenlogen — à 9,80."

Dafür habe ich mal Parsival gehört!

Der schwarze Raum empfängt uns. Wie ein Irrlicht tanzt die Taschenlaterne des Schließers vor unserer Nase.

„Programm gefällig — 40 Pfennige."

Dafür habe ich früher bei Reclam den Götz von Berlichingen bekommen und Marc Twains Humoresken.

„Siehst du — das ist schon mitten drin im Drama —." Wir sitzen. Mizzi zieht ihr Taschentuch.

Die zukünftigen Filmdiven

„Knoppchen hat keine Eile" — schwirrt ein Titel.

„Das ist noch gar nicht das Drama — das ist ein Lustspiel," bemerke ich treffend.

„Du bist doch als Zuschauer hier," lispelt Erna.

Richtig. Kein Wort mehr.

Knoppchen entlockt dem Publikum Lachsalven.

Pause. Kandierte Nüsse! Räuspern. Ein Mann spritzt Kiefernnadelduft. Püh — — — —

Dunkel.

„Ebenso wie die andern"
Gesellschaftsdrama in 6 Akten
Cocoloresfilm

Vorspann. Schlecht beleuchtet. Die Sabaltini — ganz blond ist die Frau und nicht kohlschwarz. Da hätte man doch seitlich mehr Lampen geben müssen.

Der Neffe des in in China lebenden reichen Milliardärs Knicker hatte sich in dessen Mündel Winnie verliebt, weswegen dieselbe in ein Pensionat verschickt worden war.

Wer das wissen will? Das muß man doch im Film sehen!

Aha — das Pensionat. Hübsche Chinesinnen. Die ganze Filmbörse. Heddy, Fritzi, Grete —

„Da ist ja die Hete," sagt Erna.

Das Auto des „reichen Milliardärs" fährt vor — — Ah — Krug aus der Friedrichstraße — 35 Mark die

Stunde —. Die Salbatini steigt aus. Ein schwanzloser Hermelinmantel wallt um ihre Schultern.

Von Drecoll gepumpt. 350 Mark Leihgebühr.

Sie schreitet vor das Portal und läutet. Das Auto verduftet —

Ah — das ist ja die Leichner-Villa im Grunewald —

„Die Pflegemutter besucht ihre Tochter in der Pension —"

Gestern war die „Pension" ein Freudenhaus, vorgestern ein Spielklub, vorvorgestern das Gesandtschaftspalais in Malalappa.

Der alte Diener kommt.

Klößchen natürlich. 45 Mark und Überstunden.

Inzwischen sind die Mädels ins Auto gekrochen. Der Wagen setzt sich allein in Bewegung.

Geschrei — Entsetzen — atemlose Spannung.

Da kommt der Prellstein. Anprall. Die Puppen fliegen in die Luft, das Modell verkohlt —

Aber nun wirklich aufpassen!

Da wird's hell.

Zweiter Akt.

Im Palais des „reichen Milliardärs".

Aha, da ist ja das Walser-Zimmer von Friedmann & Weber, die Leute haben sich in Unkosten gestürzt. Das kostet ja den Tag 1200 Mark Miete, ohne den Transport!

Bei Milliardärs sind Gäste geladen. Von allen Seiten quellen sie herein. Wenn man nur mal ein unbekanntes Gesicht sähe. Aber das Glück blüht einem wohl nie.

Einige junge Leute machen sich einen Scherz, sie wollen nach Longfellow fahren, in den Yellostone Park. Ein Schwarm von Frackherren, 40 Mark mit Überstunden, saust die Treppe hinunter und stürzt sich in das Auto.

Der Chauffeur fährt nicht. Man hat wohl die Aufnahme nicht geprobt. Bei den heutigen Gummipreisen denkt er nicht daran. Er fährt höchstens fünf Personen und da sind mindestens acht, er fährt einfach nicht.

Wo bleibt der Regisseur? Er kommt nicht, aber eine unsichtbare Hand schreit dem Chauffeur zu: 50 Mark extra. Da, plötzlich nickt er befriedigt, schaltet ein und das Auto saust aus dem Bilde.

Die romantischen Anlagen des Yellestone Parks tauchen auf. Ein Blick genügt, um die Rüdersdorfer Kalkberge zu erkennen. Da kommt gleich die Biegung zum See, und da — richtig, da hat ja neulich May die Herrin der Welt gedreht, die Verfolgung durch die Wüste.

Lustig in der Weinlaune entleert sich das Auto.

Eine neue Einstellung. Die ganze Schar kommt über den Rasen gelaufen.

Nanu, ist da eine Privatvilla und wo bleibt der Schutzmann? Es muß wohl privat sein. Vor dem Apparat bauen sich die herrenlosen Leutchen auf und spielen „blinde Kuh". Eine unter ihnen ist wirklich hübsch —

Wirst du wohl nicht in den Apparat sehen, Mädchen, du bist wohl verrückt geblieben?

Es war nur ein verstohlener Seitenblick.

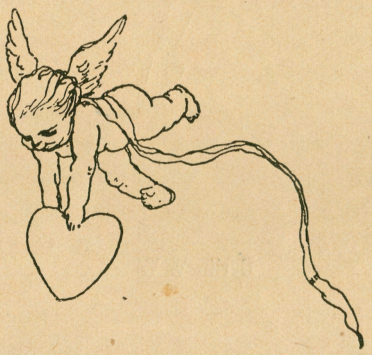
Zwei Diener rollen Teetische herbei, auf denen schäumender Sekt perlt (sprich Bilzbrause). Man sieht, wie

Berlin WW

widerlich den Darstellern das Gesöff ist, an dem sie verzweifelt nippen.

Inzwischen ist der reiche Milliardär allein im Palais zurückgeblieben. Vereinsamt sitzt er zwischen seinen Geldschränken. Da erscheinen ihm die Geister der von ihm Ruinierten auf dem dunkeln Gobelin. Die Vision ist unscharf einkopiert. Sie scheint das selbst einzusehen, denn sie verschwindet gleich wieder. An ihre Stelle tritt Ede, der Geldschrankknacker, und nähert sich mit Halstuch, Apachenmütze, Blendlaterne und Todesverachtung dem entgeisterten Milliardär. Den reichen Milliardär trifft der wohlverdiente Schlag. Ede macht sich an die Arbeit. Er zieht ein zwei Meter langes, riesiges Stemmeisen aus der Tasche und beginnt den Geldschrank zu „knacken". Die längst geöffnete Pappatrappe schwankt bedenklich.

Ich stehe auf. Ich kann einfach nicht mehr. Es ist schrecklich, aber nicht aus der Welt zu schaffen. Ich kann keinen Film mehr sehen — — —



TURF.

Von Paul Günther.

Hatte die Sportgemeinde gehofft, daß 1919 wieder ein an die Vorkriegszeit anknüpfender normaler Rennbetrieb einsetzen werde, so sollte sie sich hierin arg enttäuscht sehen. In erster Linie waren es die sich immer unleidlicher gestaltenden Verkehrsverhältnisse, die sich namentlich der Ausdehnung der Rennzeit auf größere Provinzplätze gebieterisch entgegenstellten, dann aber zeigte es sich auch, daß der neue sozialistische Landwirtschaftsminister nur in sehr beschränktem Maße Verständnis für die Lebensnotwendigkeit der Vollblutzucht besaß, die ohne die Prüfung des edlen Pferdes durch öffentliche Rennen nicht gedeihen kann.

Während sonst schon Anfang März die Startglocke die Getreuen des Turfs nach Strausberg oder Mariendorf zu locken pflegte, war man diesmal erst vier Wochen später glücklich so weit, daß man überhaupt die Gewißheit einer kommenden Rennzeit hatte. Wie man nunmehr erfuhr, war die Bewilligung nur für eine ganz geringe Anzahl von Renntagen erfolgt, von denen der weitaus größere Teil in der Reichshauptstadt stattzufinden hatte. Von den Berliner Rennvereinen hatten Union-Klub und Berliner Rennverein je 12, der Verein für Hindernisrennen 8 und die beiden Trabrennvereine zusammen nur 8 Tage zugewiesen erhalten. Von Provinzplätzen innerhalb des preußischen Staatsgebietes waren nur Hannover, Frankfurt, Köln und Magdeburg in bescheidenstem Maße berücksichtigt worden, während viele andere um die Sache

des Sports verdiente Rennbahnen, wie beispielsweise die Breslauer, völlig leer ausgingen. Besser waren die außerhalb Preußens liegenden Bahnen, die sächsischen, bayerischen und Hamburger Rennplätze, daran, die nicht von der Bevormundung des preußischen Landwirtschaftsministers abhängig sind und infolgedessen in der glücklichen Lage waren, eine verhältnismäßig große Anzahl von Renntagen abzuhalten.

Erst im Spätherbst glückte es den interessierten Kreisen, noch nachträglich die Bewilligung für eine Reihe weiterer Tage — fünf für Karlshorst, zehn für Mariendorf, soweit Berlin in Frage kam — herauszuholen. Da außerdem das von Ententetruppen besetzte Köln, weiterhin Frankfurt a. M., für ein paar seiner größten Rennen, und schließlich auch noch das von Spartakistenunruhen geplagte Hamburg für ihre Rennen die Gastfreundschaft der Reichshauptstadt in Anspruch nehmen mußten, kam die Berliner Turfgemeinde noch zu einer ziemlich umfangreichen und sportlich recht ausgiebigen Rennzeit. Der Hauptbetrieb spielte sich auf der Grunewaldbahn ab, auf der nicht nur die Veranstaltungen des Berliner Rennvereins, sondern auch des Union-Klubs stattfanden, dessen eigene Bahn, das wunderschöne Hoppegarten, infolge der Verkehrsmisere zu unfreiwilliger Muße gezwungen war. Aus den gleichen Gründen lag auch das noch weiter entfernte Strausberg, die kleine Waldbahn auf dem sogenannten Quast still, und ebenso konnte auch die Trabrennbahn Ruhleben, das einst den internierten Engländern, späterhin gefangenen Russen als Unterkunft zu dienen hatte, noch nicht wieder in Benutzung genommen werden.

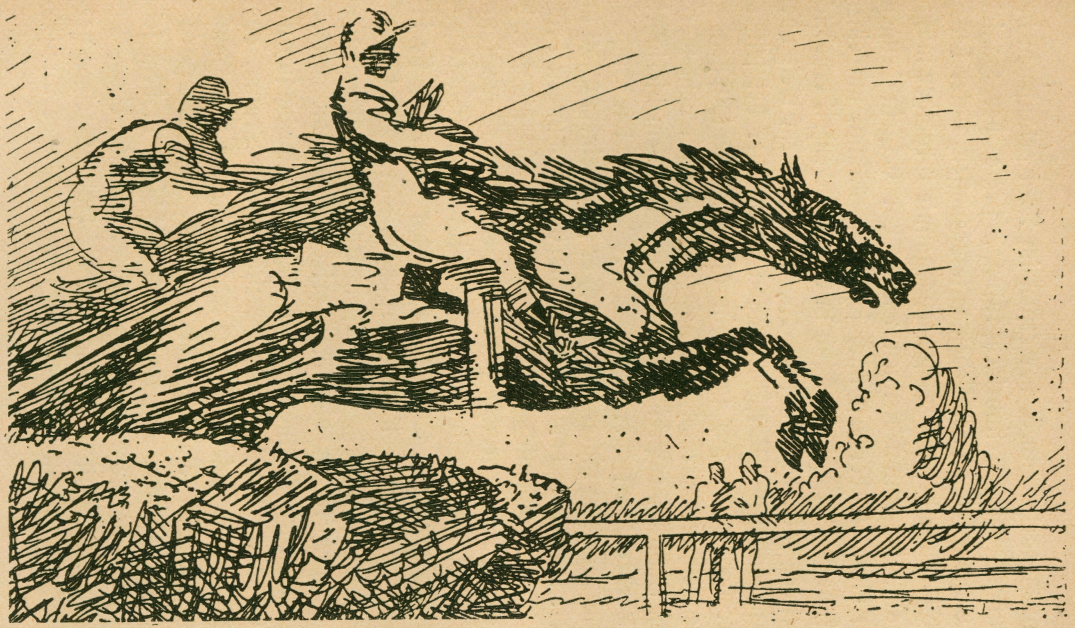
Von den sechs Berliner Bahnen waren also nur Grunewald, Karlshorst und Mariendorf in Betrieb, aber in was für einem Betrieb! Die während der Kriegsjahre geradezu unheimlich angewachsenen Ziffern der Eintrittsgelder und der Wettumsätze erfuhren 1919 noch eine weitere stattliche Erhöhung. An jedem einzigen Renntage fluteten gewaltige Menschenmassen nach der Rennbahn, und an den Schaltern des Totalisators standen die Wetter geduldig Polonaise, um nur ja ein Ticket zu erhalten. Jeder größere Renntag brachte dem veranstaltenden Verein gegen eine Viertelmillion Entree und weit über fünf Millionen Wettumsatz! Um das Imposante solcher Zahlen voll zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, daß im Frieden ungefähr 500 000 Mark Totalisatorumsatz die Regel waren, daß niemals auch nur eine volle Million auf einer Berliner Rennbahn erreicht wurde.

Eine weit weniger erfreuliche Begleiterscheinung des Riesenbesuches waren die Disziplinlosigkeit und Sittenverrohung, die man leider bei einem Teil der Rennbahnbesucher zu konstatieren hatte. Nur wenige Renntage vergingen, an denen sich nicht irgendein Skandal oder zum mindesten ein Skandälchen ereigneten. Es brauchte nur irgendein Zwischenfall den glatten Verlauf des Rennens zu beeinträchtigen, so setzte nachher unverzüglich ein lärmender Protest ein, der sich mitunter bis zum bedrohlichen Krawall steigerte. Ein schlecht geglückter Start, ein Verreiten einzelner Reiter, ein angezweifelter Zielrichterspruch oder eine für falsch gehaltene Protestentscheidung, — irgend etwas fand sich immer, um zum mindesten den Versuch zu riskieren, das regulär verlorene Geld von der

Rennleitung zurückzuerhalten. Zu Beginn der Saison war man auf einigen Bahnen schwach genug gewesen, dem Drängen der drohend zusammengerotteten Massen nachzugeben und das betreffende Rennen zu annullieren, so daß die verlierenden Wetter unverdienterweise ihr Geld retteten, und dadurch waren Präzedenzfälle geschaffen worden, was sich späterhin bitter rächte. Den Höhepunkt erreichten diese unerfreulichen Tumultszenen am Derbytage, der sich diesmal nicht in Hamburg-Horn, sondern auf der Grunewaldbahn abspielte, und an dem es schließlich so weit kam, daß die auf der Bahn anwesenden Sicherheitssoldaten die Demonstranten mit blinden Schüssen auseinanderjagen mußten. Es sei hier nur die Hoffnung ausgesprochen, daß mit zunehmender Beruhigung der politischen Verhältnisse allmählich auch auf unseren Rennbahnen wieder Ruhe und Ordnung ihren Einzug halten.

*

Wir kommen nun zur Würdigung der sportlichen Ereignisse, die uns das Jahr 1919 brachte. In den großen Rennen, den klassischen Prüfungen des Vollbluts, zeigte es sich, daß der wichtigste Jahrgang, die Altersklasse der Dreijährigen, an Qualität nicht sonderlich hoch stand. Fast überall, wo die Dreijährigen mit den älteren Semestern, namentlich mit den Vierjährigen zusammentrafen, mußten sie eine Niederlage einstecken. Ein wirklich überlegenes Pferd innerhalb des Derbyjahrgangs gab es nicht; seine besten Vertreter wie Eckstein, Gibraltar, Abschluß und Tulipan liefen mit ständig wechselndem Erfolge gegeneinander.



Hürdenrennen

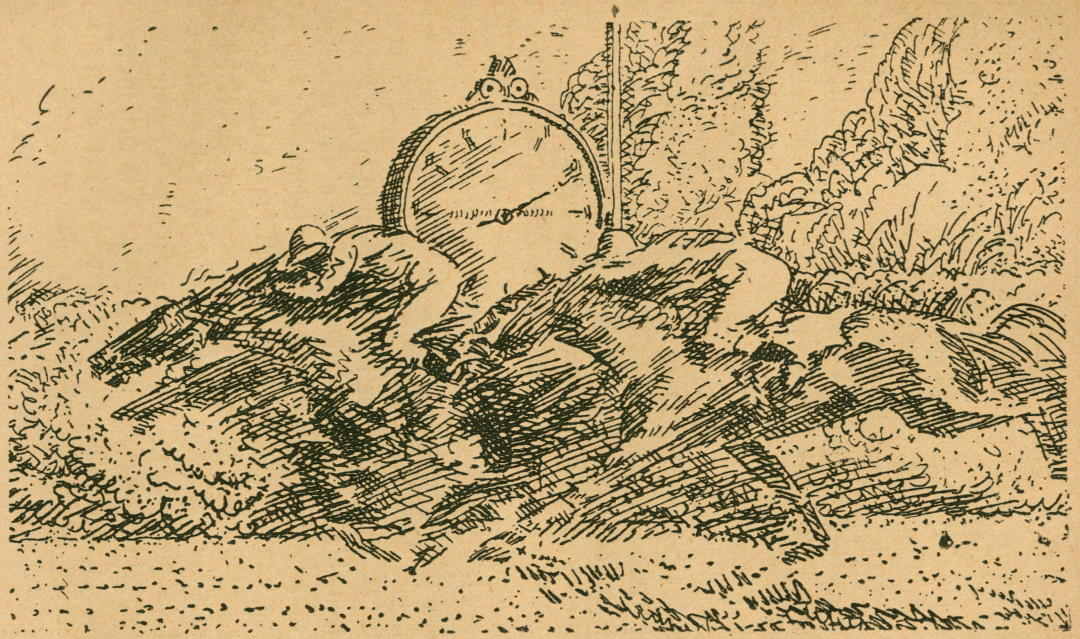
v. Finetti

Im Henckel-Rennen, der ersten im Mai gelaufenen bedeutungsvollen Dreijährigenprüfung, siegte der Hanielsche Eckstein leicht über sieben Altersgenossen, unter denen sich Gibraltar befand. Dieser letzgenannte Graditzer mußte sich auch im Union-Rennen wieder vor Eckstein beugen, erlag diesmal aber erst nach schärfstem Kampf um einen Kopf, bewies also, daß er sich in der Zwischenzeit erheblich verbessert hatte. Sein nach Zweijährigenform weit über ihm stehender Stallgefährte Glockenturm, der bei seinem Jahresdebut den sich späterhin als Niete entpuppenden Oppenheimer Marmolata sicher schlug, lief in dem wertvollen Jubiläums-Preis totes Rennen mit dem vierjährigen Lorbeer, ließ aber so gute ältere Pferde wie Einsiedler und Harlekin hinter sich. Auch er sollte seinem Stall im weiteren Verlauf der Rennzeit nur Enttäuschungen bringen, bis er schließlich vorzeitig in die Brüche ging, d. h. von einem Niederbruch ereilt wurde. Im Preis der Diana, dem sogenannten Stutenderby, bewies die ungeschlagene Hanielsche Tulipan durch einen leichten Sieg, daß sie die weitaus beste Stute ihres Jahrganges war. Im Großen Preis von Hamburg, dem ersten 100 000-Mark-Rennen des Jahres, traten die Dreijährigen gegen die Älteren an, spielten jedoch eine ziemlich mäßige Rolle, da sich nur der Graditzer Abschluß als Zweiter hinter Traum, aber vor Marmor placieren konnte. Auch im Großen Hansapreis, der acht Tage später auf der Hamburg-Horner Bahn zur Entscheidung kam, fand Abschluß, in dem sein Stall einen berufenen Derbyanwärter erblickte, einen Bezwinger, da ihm diesmal Marmor die Hufe zu zeigen vermochte. Thor, ein anderer mehr als nützlicher Dreijäh-

riger, endete als Vierter, überbot diese Form aber erheblich im Deutschen Derby, dem überhaupt wichtigsten Rennen der Saison, dessen Entscheidung am 5. Juli auf der Grunewaldbahn vor sich ging. Der Stall Graditz sattelte hier nicht weniger als drei Pferde, nämlich Abschluß, Glockenturm und Gibraltar, und der Ritt des Stalljockeys Rastenberger verriet, daß Abschluß als der Beste des Terzetts galt. Der Stall Haniel war durch Eckstein und Tulipan, die von Janeck gesteuert wurden, doppelt vertreten. Das große Rennen endete mit einer ebenso großen Überraschung: Durchweg führend, gewann Gibraltar als bester Steher im Felde ganz leicht gegen Thor, Eckstein, Rosenritter, Thunichtgut, Tulipan und Abschluß, die in dieser Reihenfolge durchs Ziel gingen. Diese Derbyform wurde aber schon wenig später im Großen Preis von Berlin über den Haufen geworfen, da hier Eckstein Sieger über Rosenritter blieb, während Gibraltar, der Derbysieger, als Fünfter und Letzter des kleinen Feldes einkam. Das Podbielski-Rennen holte sich der Weinbergsche Rosenritter, der sich als äußerst zähes, wenn auch an Klasse nicht sehr hochstehendes Pferd erwies, gegen Bannwart und Glockenturm. Im Lehndorff-Rennen hatten sich Thor und Tulipan vor den älteren Pferden Skarabae und Traum zu beugen. Die bekannte Hannoversche August-Rennwoche brachte zunächst das Grabensee-Rennen, das Schnellfeuer leicht gegen Rosenritter, Berliner und Bannwart gewann. Im Preis vom Schloß zeigte sich der vorher schon erfolgreich gewesene in Österreich gezogene Merowinger II als nützlicher Dreijähriger, während der Hanielsche Leuchtturm und die Graditzerin Landgräfin im Preis

der Stadt Hannover Proben ihrer großen Schnelligkeit über kurze Strecken gaben. Den Preis von Donaueschingen, eine wertvolle Nummer des Kölner Programms, gewann Tulipan, während Gibraltar hier neuerlich versagte. Ein glänzendes Rennen lieferte der Derbysieger dann zur Abwechslung wieder im Gladiatoren-Rennen, wo er unter hohem Gewicht einen ehrenvollen dritten Platz hinter den älteren Traum und Harlekin, aber weit vor den anderen Dreijährigen belegte. Im Hertzfeld-Rennen trug die viel könnende, aber im Rennen meist herzlose Oneida einen überraschenden Erfolg davon, und im Saint-Leger, der letzten klassischen Dreijährigenprüfung, lief Abschluß endlich zu den Erwartungen seines Stalles auf, indem er Eckstein abfertigte und diesmal weit vor seinem Stallgefährten Gibraltar einkam. Überblickt man die Gesamtform des Derbyjahrganges, ergibt sich, daß Gibraltar, Eckstein, Abschluß und Tulipan, von denen keiner überragendes Können besaß, gemeinschaftlich die erste Klasse vorstellten, während Thor, Rosenritter, Glockenturm, Oneida, Heuchelei, Schnellfeuer, Merowinger II und Thunichtgut nicht allzuviel unter ihnen rangierten.

Unter den älteren Pferden war Traum eine Klasse für sich. Der bildschöne Fuchs, der sich im Besitz unseres erfolgreichsten Stalles Haniel befindet, hatte sich im Frühjahr zweimal vor seinem Altersgefährten Marmor, dem Derbysieger von 1918 zu beugen, brachte dann aber so wertvolle Rennen wie die Großen Preise von Hamburg und Hannover, sowie das Gladiatoren-Rennen in großem Stil an sich. Mit seiner diesjährigen Gewinnsumme von



Ziel

v. Finetti

267 100 Mark stellte der Vierjährige einen neuen deutschen Rekord auf, da bei uns noch kein anderes Pferd vor ihm eine derartig hohe Summe innerhalb Jahresfrist zusammengaloppiert hat. Marmor, der als Dreijähriger etwas über Traum stand, versagte nach einer glänzenden Anfangsform im Sommer und Herbst völlig. Er hat bereits ebenso wie Traum seine Rennlaufbahn beendet; beide Hengste werden in Zukunft der deutschen Vollblutzucht als Deckhengste zu dienen haben. Außer an Marmor besaß der Stall Oppenheim an Prunus und Skarabae noch zwei weitere Vierjährige von Klasse; durch ein Hufübel war Prunus jedoch an der vollen Entfaltung seines Könnens verhindert. In den Fliegerprüfungen dominierte der schnelle Weinbergsche Optimist, der auf kurzen Strecken kaum zu schlagen war. Sehr nützlich auf allen Gebieten des Sports, auf der Flachen, über Hürden und zwischen den Flaggen machte sich der ausrangierte Weiler Harlekin, der jetzt fünfjährig ist. Weitere nützliche ältere Pferde standen in Einsiedler, Lorbeer, Humbug, Grodno, Palestro und dem alten Persiklus bereit.

In den Prüfungen der jüngsten Gesellschaft, der Zweijährigen, die vom Juni ab auf der Rennbahn erscheinen dürfen, zeigte es sich, daß — wie fast in jedem Jahre — die großen Ställe Oppenheim, Haniel, Weinberg und Graditz über das beste Material verfügten. Den Vogel scheint diesmal der Stall Oppenheimer abschießen zu wollen, der zwei so vielversprechende junge Tiere wie Rubier und Wallenstein sein eigen nennen darf. Die beiden hochgezogenen Hengste, der eine ein Sohn, der andere ein Enkel der berühmten Mutterstute Danubia, scheinen an

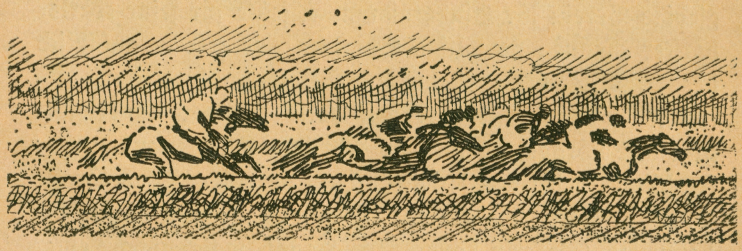
der Spitze ihres Jahrganges zu marschieren und dürften berufen sein, die erste Rolle in den klassischen Prüfungen des nächsten Jahres zu spielen. Der Stall Haniel, der 1919 an Rennpreisen und Züchterprämien zusammen über eine Million Mark verdiente, besitzt an Tannenfels, Einspruch, Prämie und Olympia mehrere Zweijährige, die Gutes für die Zukunft versprechen. Von den Graditzern machten sich Friedensfürst, Centrifugal, Vergleich und Dichterin vorteilhaft bemerkbar, während der Stall Weinberg von Peri, Endegut, Faida, Grollenicht und Ostera einen versprechenden Nachwuchs besaß. In diesem Zusammenhang wären noch die guten Friedheimschen Stuten Gondel und Geisterstunde, die Weilerinnen Romanze und Landratte, die Wallenbergsche Galeere, weiterhin Diplomatie, Friedensziel, Wellenschaum, Pallenberg, Erda, Hussa, Mazeppa als Pferde namhaft zu machen, die sich in der nächsten Rennzeit noch als recht verdienstlich erweisen sollten.

Hochbetrieb, was die Besetzung der Rennen, Stärke der Felder und Höhe der Rennpreise anbetrifft, herrschte im Hindernissport, der den Ställen große Verdienstmöglichkeiten einräumte. Namentlich der stets besonders freigiebige Verein für Hindernisrennen setzte für seine Karlshorster Rennen gewaltige Summen aus. Das anläßlich des 25jährigen Bestehens der Rennbahn Karlshorst gestiftete Jubiläums-Jagdrennen holte sich der unverwüstliche alte Lorbas, im Großen Berliner Hürdenrennen war Frohsinn, in der Germania Albani siegreich. Das Große Stuten-Jagdrennen gewann Flandern gegen Sabine, die dann als Siegerin aus dem Haupt-Jagdrennen, einer

100 000-Mark-Prüfung, hervorging. Im Schmidt-Pauli-Jagdrennen, einem wertvollen Herrenreiten, triumphierte Carlminde. Auch die Grunewaldbahn wartete mit einigen besonders reich ausgestatteten Jagdrennen auf, so dem Prüfungspreis, den Lüttich gewann, den von Dirigent gewonnenen Großen Prüfungspreis und dem mit 80 000 Mark dotierten Großen Preis von Grunewald, auf den die vierjährige Eiders Glorie Beschlag legte.

Sehr erfreulich berührte es, daß der Herrenreitsport allmählich wieder Boden gewann.

Infolge der nachträglich bewilligten Renntage kam auch die Traberei einigermaßen zu ihrem Recht. Unter den dreijährigen Trabern erwiesen sich Black Jim jr., Dabendorferin, Long Pauline und Dody, unter den zweijährigen Edeltochter und Pute als die besten. Unter den Fahrern dominierten Großmann, Schleusener, Weiß, Eugen Treuherz, während die vor dem Kriege erfolgreichsten Helden des Sulky, die Engländer Ch. Mills und Wiltshire ihr Tätigkeitsfeld nach Wien verlegt hatten, wo ihnen die reichsten Erfolge, sowohl ideeller wie materieller Natur, beschieden waren.



ALT-BERLIN.

Von Felix Philippi.

„Zu der Zeit hätte man Terrains kaufen sollen!" — Die Reisen einst und jetzt.

Es gibt eine alte, ehrwürdige Anekdote. Ein Börsianer, ein berühmter Feinschmecker, erzählte von der Billigkeit der Preise in seiner Jugend. Daß Wohnung und Steuern, Lebensmittel und Vergnügungen im Vergleich zu heute, wie man zu sagen pflegt, 'nen Pappenstil gekostet hätten, daß man für eine große Tasse Kaffee mit drei großen Stücken Napfkuchen bei Kranzler zwei Silbergroschen bezahlt habe, und schloß seine wehmütigen Betrachtungen jedesmal mit dem schweren Seufzer: „Zu der Zeit hätte man Terrains kaufen sollen." Der ahnungsvolle Engel! Denn wer in den 60er Jahren sein Geld in Grund und Boden angelegt hätte, würde (respektive, wenn er heute noch lebte und die Terrains jetzt verkaufte) sich täglich sogar zwei Tassen Kaffee bei Kranzler kaufen können und selbst bei dieser sinnlosen Extravaganz noch nicht einmal über seine Verhältnisse hinaus leben. Aufs deutlichste tritt wohl der Unterschied zwischen damals und heute, zwischen dem Terrainwert vor 50 Jahren und jetzt, in den Mieten zutage, die damals verlangt wurden und heute bezahlt werden; aufs klarste dokumentieren diese Laden- und Wohnungspreise den ungeheuren Aufschwung und die kaum faßbare Entwicklung, welche Berlin seit einem halben Jahrhundert erlebt hat. Trotz der drei Kriege, trotz all der gewaltigen wirtschaftlichen Hemmungen und Verluste, die am Nationalwohlstand rüttelten, und trotz des immer wachsenden

Steuerjochs, dessen Last auf des Volkes Schultern geladen wurde.

Ich habe mir die Mühe genommen und habe in Zeitungen aus dem Jahre 1865 nachgeschlagen. Ich kann mir nicht versagen, einige dieser Wohnungsanpreisungen wiederzugeben. Absichtlich traf ich die Auswahl unter den verschiedensten Bezirken Berlins: der Altstadt, in der sich damals schon der Handel konzentrierte, und in den noch jungfräulichen, erst gerade erschlossenen Gegenden vor dem Potsdamer Tor. „In der Leipziger Straße 110 ist zwischen der großen Friedrich- und Mauerstraße (also der späteren goldenen 110) die schöne elegante Beletage von 11 Zimmern mit Entree, Korridor, Wasser und Gas für 700 Taler zu vermieten." Das Zimmer stellte sich also auf noch nicht 200 Mark. „In der Friedrichstraße 95 sind im ersten Stock sechs Stuben für 500 Taler zu haben." In der Behrenstraße 6 kostet eine ebenso große Wohnung 450 Taler. Am Spittelmarkt wird ein großer Eckladen mit drei Schaufenstern und Kontorstuben für 300 Taler angeboten. Heute würden diese Räume bei einem besonders menschenfreundlich veranlagten Wirt nicht unter 12 000 bis 15 000 Mark zu haben sein. Recht drollig mutet uns folgende Annonce an: „Leipziger Platz 15" (in diesem Hause, dem jetzigen Mosseschen, hat übrigens Moltke gewohnt, als er von 1823 bis 1826 hier die Kriegsschule besuchte) sind zu vermieten: die Parterres geeignet zur Anlage von Bierrestaurants, die erste und zweite Etage zu Ressource und Kasino, die alte Reitbahn im Hof läßt sich mit geringen Kosten in einen Theatersaal verwandeln. Durch den Abbruch der Stadtmauer werden

AM KURFÜRSTENDAMM LESSER URY

Potsdamer und Leipziger Platz vereinigt, so daß sich alsdann der schöne Leipziger Platz in der Nähe des Tiergartens, dicht an dem nach Abbruch der Stadtmauer sich bildenden Boulevard zu einer gewiß reichen Geschäftsgegend umgestalten wird."

Ja, damals hätte man wirklich Terrains kaufen sollen. Gehen wir vor das Potsdamer Tor, so finden wir in der Potsdamer Straße „in freundlicher und ruhiger (!) Gegend eine Wohnung von vier großen Stuben mit Balkon und Garten für — 170 Taler. Am Schöneberger Ufer, Ecke Blumeshof wird eine Etage, „welche unstreitig die schönste Aussicht um Berlin gewährt", für 300 Taler angeboten, und in der Hohenzollernstraße 17 kosten sieben Zimmer 400 Taler. Entsinne ich mich doch noch selbst meiner in der Schellingstraße gelegenen, aus acht sehr großen Zimmern bestehenden elterlichen Wohnung, deren Mietpreis 400 Taler betrug. Auf die Bequemlichkeit des Badezimmers mußte man allerdings verzichten. Diese Wohltat wurde allgemein erst 1870 eingeführt.

Diesen beneidenswert niedrigen Wohnungspreisen entsprach die Billigkeit der Lebensmittel und der Löhne, die Wohlfeilheit der Vergnügungen, die entzückende Geringfügigkeit der Steuern, all des Notwendigen und all des Überflüssigen. Die „Plaisiers" waren nämlich damals schon so notwendig, wie die reizenden Steuern schon damals als vollständig überflüssig betrachtet wurden. „Zahlen beweisen" ist ein berühmt gewordenes Wort des rheinischen Physikers Benzenberg; sie beweisen nicht nur, sie sprechen oft eine sehr beredte Sprache; sie lassen uns einen Blick werfen auf die Ansprüche und auf die An-

spruchslosigkeit früherer Zeiten, und sie erzählen mehr, als manche national-ökonomische, mit schwerer Wissensfracht beladene Abhandlung. Mir dient zur Grundlage meiner Betrachtung das gut bürgerliche Haus, das Milieu also, in dem ich aufgewachsen bin, die „Kinderstube", in der ich meine Kindheit verlebte. Hoher Bildungsgrad und künstlerische lebhafte Interessen bedingten den Verkehr mit gleichgesinnten und mir gleich situierten Familien. Ich habe es später oft schmerzlich genug bedauert, daß es mir in meiner Jugend versagt war, dem Leben des Kleinbürgers näherzutreten, das Volk mit seinen Mühen und Sorgen, seinen Ansprüchen und Freuden kennengelernt und seinen Kampf ums Dasein beobachtet zu haben.

Beginnen wir also mit dem Leben im eigenen Heim und einer sehr wichtigen, der Dienstbotenfrage. Eine Köchin, so eine „ganz perfekte", wohlgenährt und militärfromm, welche Braten von urweltlichen Dimensionen die höchsten Weihen zu geben und Kuchen in einer Vollendung zu backen verstand, die selbst einen Hofkonditor zum Selbstmord hätte treiben können, so ein Fabelwesen erhielt durchschnittlich sechs Taler monatlich, ein Hausmädchen vier Taler. Bei diesen so geringen Löhnen wolle man noch bedenken, um wieviel schwerer sich der Dienst damals für die Mädchen stellte. Holz und Kohlen, die in den Kellern lagerten, mußten heraufgetragen, die Öfen geheizt, die Lampen instandgehalten, die Teppiche geklopft werden. Die Dienstboten von heutzutage ahnen gar nicht, welche Erleichterungen ihnen die modernen Erfindungen, die Wasserheizung, das elektrische Licht, das Gas, das Vakuum geschaffen haben. Damals gab's noch kein Telephon,

vermittels dessen man bei den Lieferanten die Bestellungen machen konnte, die dann ins Haus geliefert werden. Da hieß es: „Minna, spring' mal 'rüber!" Und elektrische Bahnen existierten auch noch nicht, die den Weg kürzten und die Zeit sparten. Minna „sprang". Und sprang gern und hatte noch mit herzlicher Zuneigung gemischten Respekt vor ihrer Herrschaft. Ich kenne sehr rührende Züge von Dienstboten verklungener Zeiten. Ich entsinne mich noch, gehört zu haben, daß eine alte Köchin ihrer Herrschaft, die plötzlich mit einem Millionenkonkurs in Vermögensverfall geraten war, ihr auf ein paar Taler lautendes Sparkassenbuch anbot. Die Neujahrsgratifikationen für den Laternenanzünder, den Briefträger, Portier, Schornsteinfeger, das Milchmädchen und die Zeitungsfrau betrugen fünf Groschen. Natürlich für jeden. . . . .

Der Hausarzt erhielt durchschnittlich 50 Taler jährlich, in sehr wohlhabenden und großen Familien sogar 75 Taler. Eine Konsultation bei einer ersten Autorität schwankte zwischen drei und fünf Talern, die man damals in den noch sehr beliebten Friedrichs- oder Louisdor bezahlte. Der berühmte Augenarzt Gräfe erhielt für eine Augenoperation, welche er an mir vorgenommen hatte, fünf Friedrichsdor gleich 85 Mark! Für einen eleganten, gutsitzenden Herrenanzug, dessen sich selbst King Edward nicht hätte zu schämen brauchen, zahlte man 20 bis 25 Taler. Da die Meister, beispielsweise in der Schneider- und Schuhbranche, mit ihren Gesellen zu Hause in ihren Werkstätten arbeiteten, und da die ungeheuren Ladenmieten und sonstigen enormen Spesen gespart wurden, konnte natürlich alles viel billiger geliefert werden. Eine Rosen-

bergsche Droschke kostete fünf, die doppelte Tour sechs Groschen. Die völlig verschwundenen Dienstmänner erhielten für einen noch so weiten Weg zwei „gute" Groschen. Der ausgezeichnete Musikpädagoge Rudolf Radecke gab mir monatlich acht Klavierstunden für drei, Adalbert Begas unterrichtete meine Schwester im Zeichnen für vier Taler. Ein Dutzend Photographien im Visitenkartenformat (das Kabinettformat kam erst viel später auf) stellte sich bei den ersten Photographen auf drei Taler. Für einen Parkettsitz im Opernhaus zahlte man einen, wenn die Lucca sang, anderthalb Taler, für einen Platz im Schauspielhaus 25 Groschen.

Ich habe den Leser durch ein Labyrinth von Talern und Groschen geführt, aber sprechen diese scheinbar so trockenen Zahlen nicht wirklich eine sehr beredte Sprache? Lassen sie uns nicht wirklich einen Blick werfen auf Ansprüche und Anspruchslosigkeit früherer Zeiten? Der Zeiten, in denen die Menschen noch ihr friedliches Glück im Hause fanden und noch nicht für verdammt zweifelhafte Genüsse ihr Geld zum Fenster hinauswarfen. . . . Ich habe es schon früher einmal betont und ich wiederhole es eindringlich: die Menschen von damals dachten gar nicht daran, den lieben Nachbarn Sand in die Augen zu streuen. Die Lebensführung beruhte auf gesunder und vernünftiger Grundlage. Damals aß man noch Spargel im Mai und amüsierte sich köstlich. Heute ißt man ihn im Januar und mopst sich oft fürchterlich, selbst wenn er mit geschlagener Butter serviert wird.

Der Verkehr bewegte sich noch in anspruchslosen und gemütvollen Formen. Zu den in vielen Patrizierfamilien

Bac

damals üblichen und schönen Gebräuchen gehörten die „Freitischer". Das waren von zuverlässiger Seite empfohlene junge Leute aus den verschiedensten Berufen: Lehrer, theologische und medizinische Kandidaten, Musikbeflissene, Kunstjünger. Sie alle hatten einen Wechsel in der Tasche, den Wechsel auf die Zukunft. Allwöchentlich durften sie einmal im Kreise der Familie die Mahlzeit einnehmen. Bei uns war's vier Jahre lang ein Maler. Er hatte wenig Talent, aber viel Haare. Die meisten auf den Zähnen. Als ich ihn später wiedersah, war er die Treppe hinaufgefallen. Er hatte eine einkömmliche Stellung. Und natürlich grüßte er mich nicht mehr. . . .

Ja damals! . . . Aber wie jedes Ding seine zwei Seiten hat — eine schlechte und eine weniger schlechte, sagen die Pessimisten, eine gute und eine bessere, sagen die Optimisten —, so auch die Anspruchslosigkeit der lange verwehten Zeiten. Gewiß, man lebte in jeder Beziehung gemächlich und behaglich, aber man lebte auch langsam und umständlich und schwerfällig. Die Welt war uns noch nicht erschlossen. Es gab natürlich Eisenbahnen, welche Städte und Länder verbanden, aber es ging doch noch verdammt bedächtig. Ich entsinne mich noch, zum Beispiel von Berlin nach München mit dem sogenannten Schnellzuge 16½ Stunden gebraucht zu haben; eine Strecke, welche man heute in 9½ Stunden zurücklegt. Man kannte noch keine D-Züge, keine Luxus- und Expreßtrains, man kannte keine Schlaf- und Speisewagen, man kannte noch nicht all jene Zeit und Geld ersparenden Bequemlichkeiten, welche uns das Reisen heutzutage zu einem wundervollen Genuß gestalten. Fahrpreise und Gepäck

waren teuer und ermöglichten weite Fahrten doch eigentlich nur recht wohlhabenden Leuten. Die Wohltaten der billigen Rundreisebillets existierten nicht. Den Nordpol für die bürgerlichen Familien bedeutete im Sommer so ungefähr das damals noch völlig primitive Ahlbeck, den Südpol so ungefähr Warmbrunn, dazwischen lagen Elster und Kösen, lagen Ilmenau, Ruhla und Freienwalde. Aus dem Jahre 1865 besitze ich noch über den fünfwöchigen Aufenthalt von zwei Personen in Bad Kösen eine sehr genau spezifierte Rechnung, welche sich einschließlich Bäder, Arzt, Trinkgelder, Kurmusik und vollständiger Verpflegung auf 70 Taler 5 Groschen, also 210,50 Mark beläuft. Das bedeutet also pro Person und Tag 3 Mark! Nur sehr gut situierte Leute konnten sich, wie der liebliche Ausdruck lautet, die fashionablen Bäder „leisten": Karlsbad und Marienbad, Teplitz und Homburg und gar Baden-Baden. Nur sehr reiche Familien aber konnten eine Schweizer Reise unternehmen und wurden — man wird heute über die Naivität lächeln und mit vollem Recht — bei ihrer Rückkehr doch immer so ein bißchen angestaunt als äußerst interessante Weltreisende. Ich erfreute mich einer sehr reichen Tante. Ja, wenn diese vortreffliche Frau von ihrer Sommerreise, welche sie wahr und wahrhaftig bis nach Interlaken geführt hatte, erzählte, so umschwebte sie, wenigstens bei den jüngeren Mitgliedern meiner Familie, so etwas wie eine Gloriole. Und zum Dank für diese Bewunderung habe ich natürlich auch nicht einen Groschen von ihr geerbt. Und nicht allein bei der Rückkehr von „weiten Reisen", auch die Abreise vom Potsdamer oder Anhalter Bahnhof, ein paar scheußlichen,

alten, murksigen Kasten, gestaltete sich gewissermaßen zu einer Feierlichkeit, zu welcher sich die Familie vollzählig versammelte, um dem ins Ungewisse Hinausstürmenden (Kösen!) Blumen und gute Ratschläge, einen wohlgefüllten „Eßkober" und fromme Wünsche mit auf den Weg zu geben. Und an ein paar verstohlenen Tränen fehlte es nie.

Umständlich und beschwerlich waren „große Reisen" und zeitraubend und kostspielig. Die Postkutschen und Deligencen gingen einen Schneckengang und hießen deshalb Eilwagen, und eine Extrakarriole oder Extrachaise kostete eine Stange Gold. Die Bahnen über die großen Pässe und durch die großen Tunnels gab's noch nicht. Man mußte, wollte man sich nicht den gelben postalischen, noch sehr unbequemen Marterkasten anvertrauen, Extrapost nehmen mit Übernachten und Relais. „Vater Gotthard", schreibt Richard Wagner, „zog sich einen greulichen Nebelpelz an und kujonierte in der infamen Käsekutsche, auf die man mich mit einem italienischen Schneidergesellen klemmte, gewaltig. Schöne Geschichte, diese Schneepassage durch Wind und Wetter auf offenem Schlitten, der einem nur bis an die Knöchel geht." Ich selbst bin noch über den Gotthard volle 16 Stunden mit der Post gefahren. Allerdings unter günstigeren Bedingungen. Bei wolkenlosem Himmel. Und neben mir saß nicht ein italienischer Geselle, sondern ein deutscher Meister. Er hieß Josef Kainz. Die Erschließung all der herrlich gelegenen Höhenorte mittels Eisen-, Drahtseil- und elektrischen Bahnen erfolgte erst viel später. Auf einem Esel ritt man hinauf, und wer aus eigener Erfahrung die entzückenden Gewohnheiten dieser liebenswürdigen Vierfüßler kennt, sich aus-

STRASSE LESSER URY

gerechnet am schaurigsten Abgrund für einen Grashalm zu interessieren oder ganz plötzlich durch Stehenbleiben seine Begeisterung für das Panorama auszudrücken, der wird des damaligen Reisenden inbrünstige Sehnsucht nach dem Berggipfel und nach dem Talk-Lappen verstehen und würdigen. All das fällt mir wieder ein, wenn ich an die Fahrt zurückdenke, welche ich vor zwei Jahren in einem elektrisch beleuchteten, angenehm durchwärmten und gut gepolsterten Wagen, der einem Klubsalon ähnelte, zum Jungfraujoch, 3457 Meter, unternahm.

Ja, ja, ich wiederhole: Wie jedem Ding Licht- und Schattenseiten anhaften, so auch dem Reisen von einst und heute. Damals sah man in der zugemessenen sommerlichen Freiheit wenig, aber gründlich, jetzt sieht man viel und kann beim besten Willen meist doch nur oberflächlich genießen. Die viel und mit Recht in Wort und Ton gepriesene Reisepoesie der verklungenen Zeiten ist zum Teufel. Man braucht wahrhaftig nicht zur Sentimentalität zu neigen, um mit Wehmut an den Schwager Postillion zurückzudenken, der seine heiteren und melancholischen Weisen blies, an all die kleinen im Abendfrieden ruhenden Ortschaften mit ihren schwerbedachten, dunkel getäfelten Häusern, ihren schwatzenden Brunnen und ihren stillen beschaulichen Menschen. Früher sah man diesen Städtchen und Dörfern und Weilern ins Herz, jetzt erspäht man im Vorüberfliegen kaum ihre Silhouette. Früher dufteten Lindenblüten, Jasmin und Flieder, jetzt stinken Benzin und Qualm und Rauch. Aber die Gerechtigkeit zwingt den, der Vergleiche anzustellen vermag zwischen einst und jetzt, auch freudig und bewundernd die unermeßlichen Vorzüge

anzuerkennen, welche der mit ungeheurer Tatkraft und unvergleichlicher Intelligenz erzwungene und noch immer neuer Steigerungen fähige Verkehr der Menschheit gebracht hat. Früher war die Welt an allen Ecken und Enden verrammelt, jetzt ist sie all und jedem erschlossen, die herrliche Welt mit ihren Geheimnissen und Wundern, ihren Reichtümern und Schätzen, ihren Verstecken und Offenbarungen. Seien wir dem Schicksal dankbar, das uns Älteren vergönnt hat, auf das friedliche und stille Leben von damals mit heiterer Wehmut zurückblicken und das bunte und fauchende Leben von heute mit freudigem Stolz betrachten zu können.

BÖRSE

Von Felix Pinner.

Die Berliner Börse hatte ihre Glanzzeit vor dem Kriege, und zwar eigentlich in den etwa 20 Jahre zurückliegenden Zeiten, in denen es ein Börsengesetz noch nicht gab, der Verkehr vollkommen frei war, und die Großbankenkonzentration mit ihren gewaltig ausgedehnten Filialnetzen und Depositenkassen-Systemen einen großen Teil der Geschäftsabschlüsse noch nicht intern, d. h. ohne Vermittlung der Börse kompensierte. In jenen Zeiten war die Spekulation völlig unbehindert gewesen, Hausse und Baisse hatten sich frei und oft allerdings auch in willkürlichen Schwankungen dem Auf und Nieder der Konjunkturen, den verschiedenartigen Interessen, aber auch Manipulationen anpassen können, und mit der Verkehrsfreiheit war — wie dies immer der Fall zu sein pflegt — auch der Mißbrauch sehr stark entwickelt gewesen. Das war die große Zeit der freien Makler und Kommissionsfirmen, der hinausgebildeten Arbitrage mit den übrigen großen Börsenplätzen der Welt, mit London, Paris, Wien und New York. Das Börsengesetz vom Jahre 1896 hat das Börsengeschäft in Berlin geregelt und solider gestaltet, aber ihm auch viel von seiner Freiheit und Internationalität genommen. Die großen internationalen Spielpapiere, die den Zusammenhang mit den ausländischen Weltbörsen vermittelt hatten, traten an Bedeutung zurück hinter den Standardwerten der heimischen Industrie

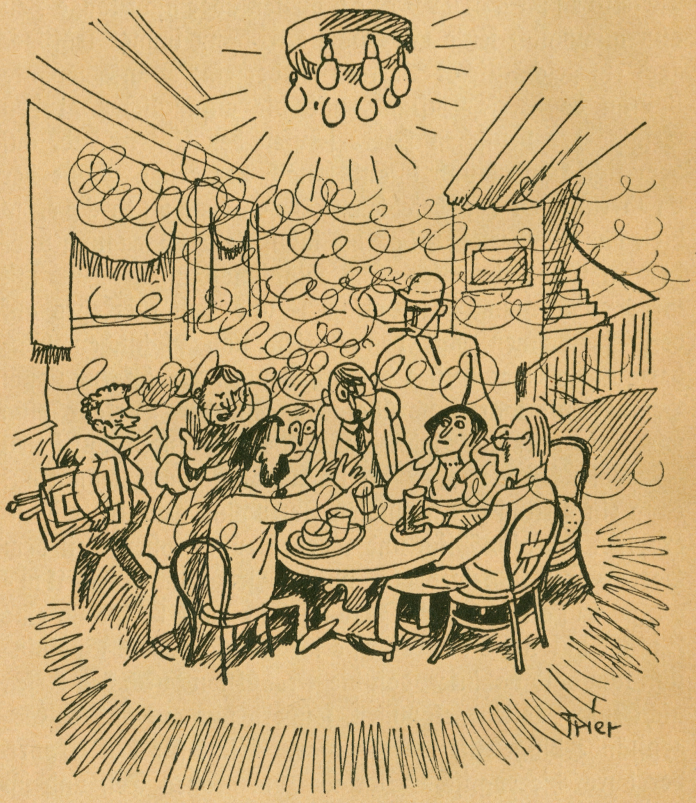
und Finanz. Die Anregungen für die spekulativen Hauptströmungen entstammten nicht mehr so sehr dem internationalen Börsenspiel, als den Konjunktur-, Expansions- und Transaktionsbewegungen des deutschen Wirtschaftslebens, das damals seine großen Fusionen, Trusts und Interessengemeinschaften bildete. Der Verkehr an der Börse wurde unter amtliche Kontrolle gestellt. Staatlich bestellte, auf ihr Amt beeidete Kursmakler glichen Angebot und Nachfrage nach bestimmten gesetzlichen und behördlichen Vorschriften aus. Das kaufende und verkaufende Publikum konnte die Kurse, zu denen seine Aufträge ausgeführt wurden, an Hand der amtlichen Kursveröffentlichungen genau nachprüfen, den Bankiers und Maklern war die Möglichkeit, Kursgewinne auf Kosten ihrer Auftraggeber zu machen, versagt oder doch jedenfalls sehr erschwert, da die Abschlüsse nur zu den amtlichen Kursen erfolgen durften. Die Kommissionäre waren auf bestimmte Provisionssätze beschränkt und, wenngleich Mißbräuche auch bei dieser Ordnung nicht ausgeschlossen waren, so war die Kursbeeinflussung doch nur innerhalb gewisser Grenzen möglich. Man unterschied damals das Kassageschäft, bei dem Ablieferung und Bezahlung der gekauften und verkauften Stücke innerhalb drei Tagen erfolgen mußte und das für die weitaus größte Zahl der notierten Papiere zur Anwendung kam, sowie ferner das Ultimogeschäft, bei dem Lieferung und Bezahlung jeweils am Ende des laufenden Monats erfolgen mußte, aber die Abwicklung der Geschäfte auch auf dem Wege des Report- und Lombardgeschäftes von Monat zu Monat prolongiert werden konnte. Dieses Ultimogeschäft war indes auf eine

begrenzte Reihe besonders großer Papiere beschränkt, auf die hauptsächlichen deutschen Reichs- und preußischen Anleihen, auf die Aktien der großen Banken und Industrieunternehmungen, wie Deutsche Bank, Diskonto-Gesellschaft, Phönix-Aktiengesellschaft, Laurahütte, Bochumer Verein, Gelsenkirchener und Harpener Bergbau-Gesellschaft, sowie schließlich auf ein paar internationale Spielpapiere, wie Kanada-Shares, Österreichische Südbahn-Aktien, Österreichische Kredit-Anstalt, Prinz-Heinrich-Eisenbahn usw., deren Aktienkapitalien so groß waren, daß eine spekulative Manipulierung nicht gerade leicht war. Für diese Werte wurden im Laufe jeder Börse fortlaufende Geschäftsabschlüsse im freien Verkehr von Makler zu Makler getätigt und die Schwankungen von Viertelstunde zu Viertelstunde notiert. Die Umsätze im Ultimogeschäft mußten bei dem einzelnen Geschäft mindestens 5000 Mark betragen. Die Notierungen gaben keinen Anhaltspunkt für jedes einzelne Geschäft, sondern kennzeichneten nur in größeren Zügen die Kursbewegung im Laufe jeder Börse. Es waren kaum mehr als vierzig Papiere, die zum Terminhandel zugelassen waren, aber auf sie konzentrierte sich das Hauptinteresse der Spekulation, sie waren ausschlaggebend für die Tendenzbildung an der Börse, denn in ihnen konnte sich neben der Hausseſpekulation auch die Baiſſeſpekulation und das Geſchäft auf Kredit entfalten. Zwar spekuliert auch derjenige, der ein Wertpapier beim Kaufe bar bezahlt, denn abgesehen von der Kapitalanlage liegt auch in dem Besitz eines jeden Wertpapieres die Chance des Kursgewinnes oder das Risiko des Kursverlustes, aber dieses spekulative Moment,

das jedem Anlagekauf bis zu einem gewissen Grade innewohnt, wird zum ausschlaggebenden Faktor, wenn der Verkäufer eines Papiers dieses im Augenblick des Verkaufes noch gar nicht besitzt, sondern es sich erst bis zu dem am Monatsende liegenden Liefertermin beschaffen muß. Die Spekulation liegt in diesem Falle darin, daß der Verkäufer hofft, sich das verkaufte Papier zum Liefertermin billiger beschaffen zu können. Dieser sogenannte Blanko- oder Leerverkäufer rechnet also mit einem Kursrückgang des von ihm verkauften Papieres, er spekuliert à la baisse. Umgekehrt rechnet der Termin käufer eines Papieres damit, daß dieses in dem Augenblick, in dem er es abnehmen muß, im Werte gestiegen sein wird. Er braucht nur den Kurs zu bezahlen, der im Augenblick des Kaufes maßgebend war, und kann es am Monatsende, wenn seine Haussespekulation erfolgreich war, zu einem höheren Kurse, also mit Gewinn wieder verwerten. Die weitaus größte Zahl der an der Berliner Börse notierten Wertpapiere wurde aber nicht per Ultimo, sondern per Kassa gehandelt. Für ein paar Tausend Industrieaktien und zwar auch solche von großen Unternehmungen, ferner für Obligationen aller Art wie Staats- und Kommunal-Anleihen, Grundrenten und Pfandbriefe, sowie Industrieobligationen wurden an jeder Börse und zwar um einhalb 2 Uhr Einheitskurse festgestellt, in denen durch die amtlichen Makler Angebot und Nachfrage ausgeglichen wurde. Jeder Kunde, der zu einem bestimmten Tage einen Kauf- oder Verkaufsauftrag erteilt hatte, mußte, wenn sein Auftrag überhaupt ausgeführt werden konnte, zu diesem Einheitskurse von seinem Kommissionär Abrechnung er-

halten. Hierin lag die hauptsächlichste Kontrollfunktion des amtlich geregelten Börsenverkehrs. Wenn das Geschäft in einzelnen Kassapapieren indes auf Grund besonderer spekulationsanregender Momente sehr lebhaft wurde, so sprengte es gelegentlich wohl auch die Schranken des Einheitskurses und des Ausgleichs durch die amtlichen Makler. Neben dem offiziellen Kursausgleich etablierte sich dann ein dem Ultimogeschäft ähnlicher, aber nicht an die Ultimotermine geknüpfter Freiverkehr. Es war dies aber ein Geschäft, das sich ausschließlich zwischen Börsenbesuchern abspielte. Das außerhalb der Börse befindliche Publikum konnte verlangen, daß seine Aufträge zu den amtlichen Einheitskursen ausgeführt wurden. Ein gänzlich freier Verkehr entwickelte sich in den Börsenräumen, aber nicht unter dem Schutze der börsengesetzlichen und börsenordnungsmäßigen Bestimmungen in einer Anzahl von Papieren, die überhaupt nicht zur Börse zugelassen waren. Es handelte sich hier meist um Kali-Kuxe oder -Aktien, um Kolonialwerte, oder sonstige Wertpapiere, die aus irgendeinem Grunde an der Börse nicht offiziell notiert wurden.

So lagen die Dinge, als Ende Juli 1914 der Krieg ausbrach. Unter dem Eindruck der damals um sich greifenden Panik stellte auch die Berliner Börse, wie die meisten übrigen deutschen und internationalen Börsen ihren amtlichen Verkehr und zunächst auch ihr Geschäft vollständig ein. Die Kriegsgefahr und die darauf folgende Erklärung des Kriegszustandes hatten bereits furchtbare Kursstürze zur Folge gehabt, und man fürchtete, daß die Papiere ins Bodenlose sinken würden,



Die Politisch=

Erregten

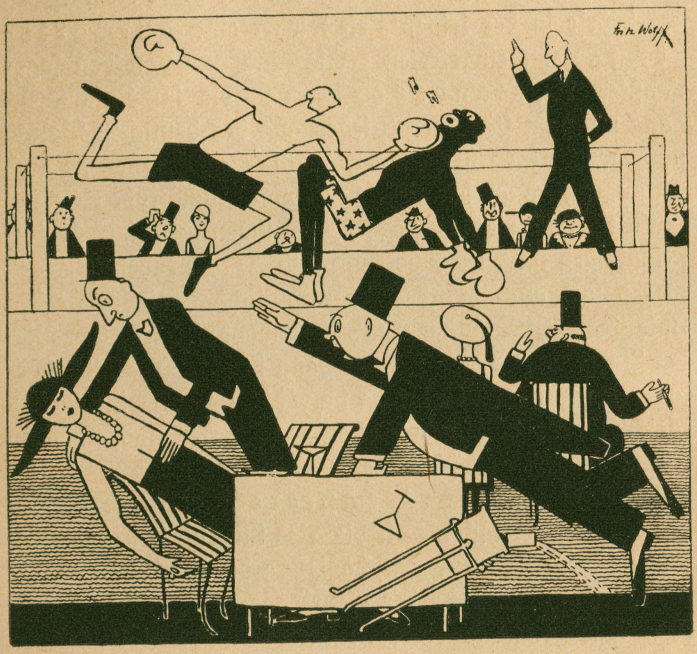
um die Produktion anzureizen und die Umstellung der Unternehmungen zu begünstigen, hohe, vielfach zu hohe Preise. Es wurde reichlich und immer reichlicher verdient. Mit dem Export war auch der Import aus dem Auslande durch die Blockade zum großen Teil abgeschnitten. Es fehlten ausländische Rohstoffe und Fertigfabrikate, was zur Folge hatte, daß die noch im Inlande befindlichen, dem Handel oder der Industrie gehörigen Vorräte im Preise stiegen. Ferner richteten sich viele Betriebe auf die Erzeugung von Ersatzstoffen und Ersatzfabrikaten für die fehlenden Auslandswaren ein. Kurzum, die Schornsteine begannen wieder zu rauchen, und sie rauchten gewaltig. Es wurde in der Industrie verdient und infolgedessen war auch Gelegenheit gegeben, an der Börse zu verdienen. Die Regierung allerdings konnte sich noch lange nicht zur Wiedereröffnung des amtlichen Börsenverkehrs entschließen. Sie gab regelmäßig zweimal in jedem Jahre ihre Kriegsanleihen aus und suchte daraufhin zu wirken, daß alle verfügbaren Kapitalien in diesen Kriegsanleihen investiert würden. Trotzdem konnte sie nicht verhindern, daß auch die Spekulation in Industriepapieren einen großen Umfang annahm. In einer Zeit, in der in der Industrie große Wertveränderungen und zumeist Werterhöhungen eintraten, war es natürlich, daß entsprechende Wertveränderungen auch in den Kursen der Industriepapiere zum Ausdruck kamen. Daraus mußte sich mit Naturnotwendigkeit ein lebhaftes Geschäft in Wertpapieren entwickeln. Wer solche Papiere besaß, war häufig geneigt, die günstige Konjunktur durch Verkäufe auszunützen, auf der anderen Seite gab es viele,

die noch größere Werterhöhungen kommen sahen und sich Wertpapiere kauften, um die zu erwartenden Kurssteigerungen mitnehmen zu können. In den offen gebliebenen Börsensälen entwickelte sich infolgedessen auch ohne die offiziellen Börseneinrichtungen, ohne amtliche Notierungen und Makler ein umfangreiches Geschäft. Man kehrte zu Handelsformen zurück, wie sie vor Erlaß des Börsengesetzes üblich gewesen waren. Die Geschäfte wickelten sich im freien Verkehr ab, jeder konnte zu den Kursen kaufen und verkaufen, die sich am offenen Markte herausbildeten, und da keine Kurszettel veröffentlicht werden durften, waren die außerhalb der Börse stehenden Auftraggeber der Kommissionsfirmen auch nicht in der Lage, die Kurse nachzuprüfen, zu denen ihre Orders von den Kommissionären an der Börse ausgeführt wurden. Daraus entwickelten sich mancherlei Mißbräuche und Übervorteilungen des Publikums, insbesondere wurde der sogenannte „Kursschnitt" üblich, d. h. der Börsenkommissionär pflegte bei Käufen dem Kunden einen höheren, bei Verkäufen einen niedrigeren Kurs in Anrechnung zu bringen, als er ihn selbst an der Börse bezahlt oder erhalten hatte. Die Differenz steckte er selbst sozusagen als Provision ein. Dieses Börsengeschäft nahm zeitweilig einen so großen Umfang an, daß der Regierung die Unterbringung ihrer Kriegsanleihen gefährdet erschien. Sie suchte die Spekulation durch Warnungen und Drohungen zu zügeln, immer aber nur mit vorübergehendem Erfolge. Dies konnte auch nicht wundernehmen, denn die Kriegsgewinne der Industrie, die Dividenden der Aktiengesellschaften erreichten einen immer größeren Umfang. Die

Haussespekulation schien keine Grenzen mehr zu kennen, besonders nachdem das sogenannte Hindenburg-Programm im Herbst 1916 eine gewaltige Erhöhung der Kriegsmaterialerzeugung gebracht hatte. Dazu trat die Steigerung der Warenpreise, die hohen Gewinne aller produzierenden Bevölkerungsschichten führten allmählich zu einem immer größeren Überfluß an Geldmitteln. Die Warenproduktion, die dem Privat-Konsum zur Verfügung stand, verringerte sich dagegen mehr und mehr, da die Hauptmengen der Produktion für die Zwecke der Kriegführung vom Reiche beansprucht wurden und eine Einfuhr von Verbrauchsgütern aus dem Auslande durch die Blockade, die schlechter werdende Valuta und staatliche Einfuhrverbote erschwert wurde, Warenverknappung und Geldvermehrung steigerten die Preise für alle Produkte Dieselben Erscheinungen zeigten sich bald auch auf dem Markte der Wertpapiere. Die Neuproduktion an Effekten war zugunsten der Kriegsanleihen unter staatliche Kontrolle gestellt worden, neue Aktien und Obligationen durften nur mit Genehmigung der Reichsbank und des Handelsministers ausgegeben werden, und diese Genehmigung wurde nur dann erteilt, wenn die betreffenden Kapitalvermehrungen als kriegswichtig erwiesen wurden. Der erhöhten Nachfrage nach Wertpapieren stand im wesentlichen also nur der alte oder doch geringfügig erhöhte Bestand aus der Friedenszeit gegenüber. Preissteigerungen für Effekten waren infolgedessen nicht nur wegen der steigenden Erträgnisse der Gesellschaften, sondern auch infolge des Mißverhältnisses zwischen Angebot und Nachfrage erklärlich.

Das Geschäft in Industriepapieren hatte allmählich einen so großen Umfang angenommen, die Mißstände des freien behördlich unkontrollierten Verkehrs waren so groß geworden, daß man sich im Herbst 1917 schließlich doch entschloß, den offiziellen Börsenverkehr wenigstens für Aktien wieder zu eröffnen. Für fest verzinsliche Papiere wurden Notierungen amtlicher Art immer noch nicht festgestellt und zwar mit Rücksicht darauf, daß man aus törichten Prestigegründen dem Auslande den niedrigen Stand der deutschen Reichsanleihen, den es ohnedies genau genug kannte, nicht zeigen wollte. Auch das Problem der Notierungen der in ungeheuren Mengen im Publikum befindlichen Kriegsanleihen war noch nicht gelöst, und die Schaffung eines Börsenpreises würde zweifellos, wie dies ja auch später tatsächlich der Fall war, sehr erhebliches Angebot auf den Markt gebracht haben. Aber auch die amtlich festgestellten Kurse für die Aktien durften — da die Regierung der Ansicht war, daß dies das Publikum noch mehr zur Spekulation verlocken würde —, nicht beliebig veröffentlicht werden, insbesondere der Presse blieb die Herausgabe von Kurszetteln wie überhaupt die Nennung von Kursen verboten und nur zum Gebrauch für Bankiers wurde ein amtlicher Kurszettel herausgegeben. So blieben die Zustände fast das ganze Jahr 1918 hindurch bis zum militärischen Zusammenbruch und zur Revolution. Im Sommer 1918 steigerte sich die Börsenhausse zum wilden Taumel, da die Spekulation — bestärkt durch den günstigen Frieden mit Rußland — in ihrem Glauben an den Sieg Deutschlands nicht wankend wurde und sich bei der Betrachtung der hohen Gewinne

und Dividenden der Aktiengesellschaften nicht vergegenwärtigte, daß der Weltmarkt der deutschen Industrie verloren gegangen war und die von den Gesellschaften aufgehäuften Reserven keinen überflüssigen Reichtum, sondern die notwendige Rückendeckung für die kommenden Zeiten des Friedens darstellten. Der Umschwung trat im August 1918 ein, als die deutsche Offensive in Frankreich zum Stehen gekommen war und die feindlichen Heere mit Erfolg zum Gegenangriff schritten. Die Niederlage, das Waffenstillstandsgesuch und der Ausbruch der Revolution verschärften den Kursniedergang zum Zusammenbruch. Die Kurse der Industriepapiere stürzten um Hunderte von Prozenten, und Vermögen wurden verloren — schneller als sie in den vorangegangenen Jahren der Hausse gewonnen worden waren. Seit dem Ende des Kriegszustandes hat sich die Lage der Industrie rapide verschlechtert, die Kriegsaufträge hörten auf, die Friedensproduktion kam aus Mangel an Rohstoffen, infolge der Abtrennung wichtiger deutscher Rohstoffgebiete und der Ablieferung eines großen Teiles unserer Lokomotiven und Waggons an die Entente nur stockend wieder in Gang. Vor allem aber wurde die Industrie in ihrer Produktion durch die Begleiterscheinungen der Revolution, die Verringerung der Arbeitszeit, den Rückgang der Arbeitsleistungen, die vielen Streiks und Putsche außerordentlich stark geschädigt. Nachdem sich in allen diesen Punkten eine gewisse Beruhigung und Besserung angebahnt hat, bleibt die Lage doch infolge der schweren Transport- und Kohlenkrise sehr unübersichtlich und schwierig. Die von den Industriegesellschaften im



Boxkampf

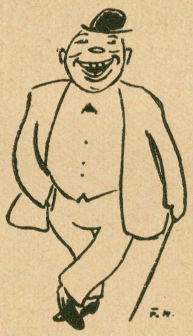
Jahre 1919 bisher veröffentlichten Abschlüsse weisen fast durchgehend starke Mindergewinne und zum Teil Verluste aus, die nur durch Heranziehung der aufgespeicherten Reserven ausgeglichen werden können. Trotzdem ist an der Börse in der letzten Zeit wieder eine Aufwärtsbewegung eingetreten. Sie ging aus von den sogenannten Auslandspapieren, die im Zusammenhang mit dem ständigen Niedergang der deutschen Valuta naturgemäß im Kurse stiegen. Außerdem wurden sie auch — namentlich in der Zeit der Spartakusunruhen — gekauft, da sie durch die Lage der zu ihnen gehörigen Unternehmungen im Auslande den politischen Unruhen entzogen waren und auch in steuerlicher Hinsicht Vorteile vor den Inlandsunternehmungen und Inlandspapieren boten. Diesen Auslandspapieren folgten dann in der Aufwärtsbewegung die Kolonialwerte, die ja gewissermaßen gleichfalls als Auslandseffekten zu bewerten sind, nachdem unsere Kolonien an die Entente abgetreten werden mußten. Auch für Schiffahrtspapiere begann eine Haussebewegung im Anschluß an die Bewilligung von 1,5 Milliarden Mark, die zur Entschädigung der Schiffsreedereien für die Auslieferung ihrer Fahrzeuge an die Entente und zum Wiederaufbau einer deutschen Handelsflotte dienen sollten. Die Aufwärtsbewegung ist schließlich allgemein geworden und zwar aus ähnlichen Gründen, wie sie schon im Sommer 1918 für die damalige Hausse ins Feld geführt worden waren. Die Überfülle des vorhandenen Geldes suchte Anlage in Wertpapieren, die ohne Rücksicht auf die zurzeit schlechte Rentabilität der Werte aus der Erwägung heraus gekauft wurden, daß mindestens die

den Gesellschaften gehörenden Immobiliarwerte, die meist niedrig zu Buche stünden, in dem jetzigen entwerteten Gelde einen steigenden Wert repräsentierten. In der letzten Zeit sind auch für fest verzinsliche Papiere einschließlich der Kriegsanleihen offizielle Kursnotierungen wieder aufgenommen worden. Der Kurszettel der Berliner Börse ist jetzt nach mehr als fünfjähriger Unterbrechung wieder komplett, nur der Terminverkehr ist noch nicht wiederhergestellt worden. An seiner Stelle hat man das Kassageschäft in einer Reihe besonders wichtiger Aktien und Obligationen zu der Notierung der viertelstündigen Kursschwankungen (variable Kurse) ausgeweitet. Es ist aber wohl nur eine Frage der Zeit, daß auch das Ultimogeschäft wiederhergestellt wird.

BERLINER SCHNODDRIGKEITEN

Von Karl Escher.

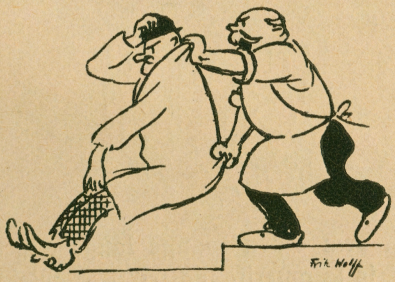
Toll kann es in Berlin hergehen, Straßenbahnen können streiken, Spartakisten ganze Häuserblocks zerschießen, die Stiefel können 300 Mark kosten, alles Eßbare kann verschwinden, Kälte und Finsternis können kommen, Dienstmädchen und Wohnungen verschwinden . . . toll kann es in Berlin zugehen . . . dennoch werden die Berliner ihren Witz nicht verlieren. Gott sei Dank! Ohne die berühmte „Berliner Schnauze" könnte es kein Mensch



mehr in Berlin aushalten. Die „Berliner Schnauze" streikt nie! Sie ist ungefähr das einzige, was in alter Güte noch vorhanden ist. Und nichts gibt es, wovor sie zurückschreckt. Was auch immer geschehen mag, sie ruft tröstend aus: „Mensch, halt Dir senkrecht!" Und so kann dem Berliner eigentlich nichts passieren. Er witzelt sich über alles Ungemach dieser finsteren Zeiten weg.

Du liebe Güte, man hat so seine Sorgen in Berlin. Das Essen wird immer scheußlicher, der Tabak immer schlechter.

Macht nichts, auch das ist mit Humor zu ertragen. „Det Biefstehk is man klein," philosophiert der Tischgast, „aber man kann 'ne halbe Stunde dran kauen!" — „Sie Lump, Sie Gauner," ruft der Budiker dem zahlungsunfähigen Zechpreller nach, den er hinausgeworfen hat, „und das Sie's wissen, Katzenfleisch haben Sie auch gefressen ! ! "—



„Was soll denn der Hund für 'ne Rasse sein?" fragt der Hundehändler einen Kunden. „Is ja piepe, wenn er blos für sechs Personen langt!" — „Für Sie gehe ich bis ans Ende der Welt," beteuerte der Liebhaber. „Is jut," meint die Auserwählte, „denn können Se mir ein paar Pfund brasilianischen Kaffee mitbringen!" — „Wennste überfallen wirst, mußte nicht „Hilfe" und „Mörder" schreien, sondern „Butter, Butter!" dann laufen die Leute von allen Seiten herbei!" — „Der Hahn is tot! der hat uns immer a u f geweckt, drum haben wir ihn e i n geweckt!" — „Die Wurscht is jut, halb Hühnerfleisch, halb Pferdefleisch. Immer 'en halbet Huhn, 'en halbet Pferd!" — „Ick hab' mir jetzt 'n Pferd zujelegt." — „Wat hat's denn jekostet?" — „Weeß nich, hab et pfundweise jekooft!" — „Wat in dem Gulasch soll wat fehlen? Bei Ihnen piept's

woll? Is ja allens drin, wat noch in der Küche war!" — „Dörrgemüse," sagt der Fabrikant, „kooft jetzt kein Aas mehr, füllen wir wieder Matratzen damit!" — „Haut dir dein Oller nich, wennste nich versetzt wirst." — „Det wagt er nich, dann entzieh ick ihm meine Milchkarte!" —

„Mensch, mit dem Speck kannste lange angeln, da beißt kein Fisch an, is ja amerikanischer!" — „Mehl schicken Se uns überm jroßen Teich her, aber wenn ick Kuchen backen soll, müssen Se noch det Ei des Kolumbus beilejen!"

Und dann die Tabaksnot!

„Rauch Laub von Linden, Birken, Buchen,
Doch Eichenblätter sollst Du nie versuchen!
Bedenke wie ein weises Sprüchlein klingt:
Eichenloob stinkt!"

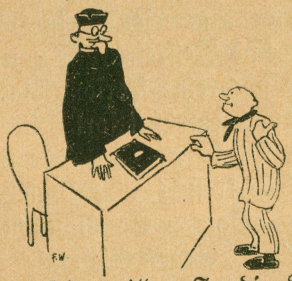
Und das Gegenteil:

„Mit Tobak werd' ich reichen auch
weil ich das Laub der Eichen rauch!"

„Warum gehen Se denn immer hinter mir her?" — Von wegen Ihrer Zigarre." — „Riechst die so schön?" — „Det nich, aber jesund, so nach Kiefernwald!" — „Männe, wo ist denn der Weihnachtsbaum geblieben?" — „Den hab' ich ebend aufgeraucht!" — „Wat", sagt der Straßenhändler,

„nich jut soll die Zigarette sein? Und ick rooch se selber!" — „Ne starke Nummer möcht ich haben," sagt das Fräulein, „mein Bräutigam zerbricht sie immer in der Tasche!"

Der wilde Straßenhandel ist eine Plage, natürlich witzelt man drüber weg. Kaum sind die Männer mit ihren umgeschnallten Warenkisten aufgetaucht, schon heißen sie „Bauchläden!" — Frau Piesecke hat Streichhölzer im Bauchladen gekauft, aber sie brennen natürlich nicht. Entrüstet gibt sie sie zurück. „Wat," sagt der Bauchladenbesitzer, „brennen nich?" Er nimmt ein Hölzchen aus der Schachtel, reibt es fest über seine Hose und siehe da . . . es brennt ! Frau Pieseke macht runde Augen. „Ja ," sagt sie, „das ist gut, aber ick kann doch nich immer vier Treppen 'runterlaufen, wenn ick den Jas anzünden will und det Hölzken an Ihren Hosenboden anstreichen!" — „Wie kannste bloß die Besen for zwee Mark verkoofen?" fragte ein wilder Händler den andern, „ick klaue schon de Reiser und muß doch 'en Taler nehmen, wenn ick wat vadienen will." — „Du bist eben 'n Schafskopp, ick klaue die janzen Besen!" —

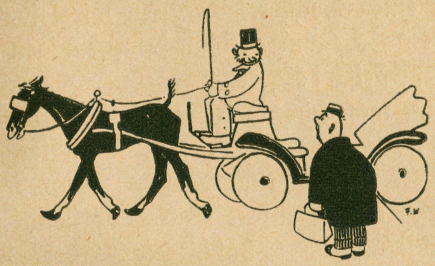


Überhaupt das „Klauen!" „Is die Wäscheleine auch fest?" — „Det will ick meinen, Madameken, ick bin selber

daran runnter aus Plötzensee getürmt!" — „Wenn Ihnen de Stiebel zu groß sind, können Sie sie in der Nacht im Warenhaus Daniel umtauschen!" — „Nur die silbernen Löffel haben Sie gestohlen," sagt der Richter, „aber die Schinken und die Speckseiten haben Sie liegen lassen?" — „Ja, deswegen hat meine Olle auch schon mächtigen Krach gemacht!" — „Na endlich ist das Lager aufgeräumt," sagt der Chef, „nun sieht es wieder menschlich bei uns aus!" — „Aufgeräumt is jut, es is doch heute Nacht bei uns eingebrochen!" — „Ich werde mir einen neuen Wintermantel zulegen." — „Kaufen?" — „Wenn ick ehrlich sein soll, . . . nee!"

Daß die Berliner Straßenbahnen streiken, ist nichts Neues, daß sie überfüllt sind, auch nicht; nur die Witze, mit denen der unglückliche Berliner sich über die Verkehrsnot hinwegsetzt, sind neu. „Was kostet's bis Zoo?" fragte ein Vorsichtiger einen wilden Fuhrwerksbesitzer. — „Det jeht nach Jewicht!" — „Vom Stettiner Bahnhof bis nach Kopenhagen, das ist ein Katzensprung, aber vom Stettiner Bahnhof bis nach Charlottenburg, das kann ewig dauern!" — „Wo bist Du denn gewesen, Dein Hut ist ja ganz zerbeult?" — „Das sind Reiseeindrücke von der Untergrundbahn!" — „Nur noch eine Person," sagt der Schaffner. Da geht die „Dame" entrüstet fort. „Unverschämtheit, seh ick aus wie 'ne Person?" — „Sie treten mir meine Hühneraugen ab," kreischt eine Dame in der vollen Straßenbahn. — „Danken Se Gott, det ick Ihnen nich m e i n e abtrete!" — „Sagen Sie mal," sagt ein Fremder zu einem Droschkenkutscher, „bedanken sich in Berlin die Kutscher nicht, wenn man ihnen zwei Mark Trinkgeld

gibt?" — „Manche tun's, manche ooch nich," antwortet der Kutscher und fährt weiter. — „Sie, Madam," mahnt



der Schaffner, „drängeln Sie nich so, der Herr wird ja ganz platt gegen die Vorderperrontüre jedrückt!" — „Det jeht Sie einen Dreck an," schreit die Dame, „der Herr is mein Mann!"

„Bei dem langen Streik, was müßt Ihr Berliner gelitten haben!" — „Ja, schrecklich war's, acht Tage ohne Kientopp!" — „Albert, jehste nich in'n Aufklärungsfilm?" — „Nee, ick bin schon wieder abjeklärt!" — „Wat sagste, Dein Bräutigam is so schenierlich? Warum nimmste'n denn nich 'mal mit in de Uffklärung?" — „Det Freibad is wat Schönes, da brauch man jarnich mehr in'n Aufklärungsfilm zu jehen!"

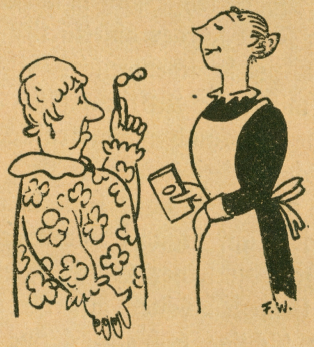
„Wo is denn die Dame ohne Unterleib?" — „Na, die steht doch seit viere auf Räucherwaren an!" — „Laura", sagt der Hausherr zu seiner Gattin, „leb' wohl, erzieh' unsere beiden kleinen Töchter mit Liebe und Sorgfalt und nimm nur tüchtige Schwiegersöhne, ich gehe, mich vor dem Stiefelladen anstellen!"

Schön ist das Leben . . . aber teuer. Davon kann keiner ein besseres Lied singen als der Berliner. Fast

geht ihm bei den heutigen Preisen doch der Humor aus! — „Peter", sagt der Vater, „wenn du still und artig bist, geb ich dir einen Sechser." — „Tut mir leid," antwortet der liebe Knabe, „unter zwanzig Pfennigen kann ich's nicht machen, bei die Preise!"

Und wenn man schon wirklich Geld hat, wo soll man wohnen? Je größer das Elend, je lauter die Witze! „Worüber streitet ihr euch denn?" — „Ob der Mars bewohnt ist." — „Da jeht doch man jleich zum Mieteinigungsamt!" — „Schatzi," sagt der Bräutigam, „morgen will ich mir auf dem Wohnungsamt eine Bleibe für uns anweisen lassen." — „Au fein," ruft die beglückte Braut aus, „dann sieh zu, das wir den weißen Saal im Schloß kriegen!"

Ebenso groß wie das Wohnungselend ist die Dienstmädchennot. „Vierzehn ausgezeichnete Zeugnisse habe



ich," sagt die neue Donna. — „Und wie lange gehen Sie schon in Dienst?" — „Na, drei Monate!" — „Hören Sie 'mal, Emma," sagt die patriarchalische Dame, „ich

bin es gewohnt, mein Dienstmädchen zu duzen, und dann wünsche ich, daß Sie sehr sorgfältig meinen Kaffee kochen." Am andern Morgen ist Emma heimlich abgezogen. Auf dem Küchentisch liegt ein Zettel: „Geduzt wird nich, koch' Dir Deinen Mokka alleine!" — „Hören Sie 'mal, Else, Sie wischen ja gar keinen Staub! Auf das Klavier habe ich vorgestern Ihren Namen hingeschrieben; haben Sie nicht verstanden, was das bedeutet?" — „Nee, det kann ich doch nich wissen, da müssen Se det Klavier an'n jraphologischen Briefkasten schicken!" — „Wat, Sie sind erst acht Wochen verheiratet? Bei Ihnen komm' ick nich, det ewige Geknutsche macht mir nervös!" — „Wie kommt denn das, Marta, daß Sie so stark nach Moschus riechen?" — „Det is doch so einfach, da tröppelt man sich nur ein bisken uff de Bluse!"

Selbstverständlich müssen die neuen Reichen herhalten. „Eine Saffianbriefstasche haben Sie verloren, mit einem Betrag von 800 Mark?" — „Na, erlauben Sie 'mal, 800 Mark, das ist doch für mich kein Betrag!" — „Zweitausend Mark soll mein Porträt kosten? Sagen Sie, Herr Kunstmaler, wird das nicht erheblich billiger, wenn ich die Leinewand und die echten Ölfarben selber liefere?" — „Sehr schön ist der große venezianische Spiegel, aber schade, daß er so verkratzt ist!" — „Das haben die verdammten Kinder getan; hundertmal habe ich ihnen verboten, mit ihren Brillanten auf den Spiegel zu malen, aber sie tun's doch immer wieder!" — „Was sagen Sie, Sie malen Bilder? Wozu tun Sie das, wo man sie doch in jedem Warenhaus fertig und gerahmt kaufen kann?"—

Das Frauenwahlrecht ist der „Berliner Schnauze" ein willkommener Stoff. „Haben Sie schon gewählt, Fräulein?" — „Nein, ich bin noch zu haben!"

Die Einführung der Räte gibt ungeahnte Scherzmöglichkeiten: „Wenn ick in 'n Schulrat komme, allens wird abjeschafft, bloß die Pausen bleiben!" — „'ne Backpfeife hat mir der Chef gegeben," sinnt der Stift, „den bring' ick vor 'n Anjestelltenrat, daß ihm Hören und Sehen vergeht!"

Und zum allgemeinen Streik: „Weeste das Neueste? Die Nackt-, Bloß- und Barfußtänzerinnen streiken; sie wollen Bekleidungszulage haben!" — „Wann kommt denn der Rohrpostbrief an?" — „Na, gegen Abend." — „Morgen oder übermorgen?" — „Die Arbeitsstunden sind zu lang! Ick habe't immer jesagt, sechzig Minuten de Stunde, das ist zu ville!" — „Weeßte, Max, bald brauchst du überhaupt nich mehr zu arbeiten. Da geht allens elektrisch. Drückst einfach auf 'n Knopf und die Arbeet geht von alleene." — „Nee, Ede, so immer uff 'n Knopp dricken, det kann mir ooch nich passen!"

Dann die neuen Soldaten! „Mensch, wobei biste denn? — Infantrie.“ — „Woll bei de Plattfüseliere?“ — „Du, Soldat,“ sagt ein kleines Mädchen zu der Wache, „darf ick 'mal über de Mauer klettern, mein Ball is rüberjehuppt?“ — „Nein.“ — „Wat du dir einbildst, denn jeh ick einfach bei Nosken!“

Es wird einem fast unheimlich, wenn man denkt, daß diese kleine Blütenlese, alle diese Spöttereien, Schnoddrigkeiten und Verulkungen in einem Zeitraum von wenigen Monaten, ja, von wenigen Wochen entstanden sind. Das unsterbliche Berliner Mundwerk steht nicht still. Tag für Tag nimmt der Berliner den Kampf mit allen Mißhelligkeiten der Zeit von neuem auf und Tag für Tag witzelt er sich durch die Misere! Wieviel Humor verhallt, ohne daß ein Chronist ihn niederschreibt! Und sein Witz, so munter, frech und ungewaschen er sich gibt . . . er ist im Grunde genommen verflucht ernst! Ist nichts als eine Reaktion auf den täglichen Jammer. Wer hellhörig ist, der merkt, was die Triebfeder war, die das „kesse“ Mundwerk in Bewegung setzte! Höchst unerfreuliche Zustände haben diesen Ulk geboren. Diese Selbstverulkung, — denn letzten Endes meint sich der Berliner doch selber, wenn er richtig loslegt —, das ist das Versönliche an seiner Schnoddrigkeit. Er ist schnoddrig und macht sich darüber lustig. Er verulkt die Zustände, die er nicht ändern kann. Er spottet über seine eigenen Leiden. Es steckt eine gewisse Gassenphilosophie in ihm, nämlich: „Was mich nicht brennt, das blase ich, und was mich brennt, das laß ich ruhig brennen!“

DIE POLITISCH-ERREGTEN.

Von Lothar Schmidt.

Bei Ausbruch des Weltwahnsinns befand ich mich mit meiner Familie in dem oberbayerischen Idyll Schliersee bei München. Ich will damit beginnen zu erzählen, wie sich in diesem uns seit Jahren schon lieben Gebirgsdorfe die allgemeine internationale Geistesepidemie des Verleumdens und des Hassens äußerte. An einem der ersten Tage des August 1914 las man in den Zeitungen, die von München, Augsburg, Berlin und anderswo herkamen, die beunruhigende Geschichte von dem goldgefüllten Auto, das in rasendem Tempo auf dem Wege nach der russischen Grenze sein sollte. An der Mär selbst war nicht zu zweifeln. Sie stand schwarz auf weiß gedruckt in den Blättern. Darum mußte sie wahr sein wie alles, was schwarz auf weiß gedruckt in den Blättern steht. Also furchtbare Erregung bei den heimischen Bauern sowohl wie bei den Städtern, die auf Sommerfrische weilten. Es war doch Krieg, und zum Kriege braucht man bekanntlich Gold, Gold und wieder Gold. Justament dieses gute, gelbe, unentbehrliche Gold, in lauter Zehn- und Zwanzigmarkstücken wollten es heimliche Verbrecher im Schnauferl aus Deutschland fort und dem Feinde zuführen. Hei, gab das eine Jagd! Es genügte nicht, daß die Straße nach Tegernsee wie nach München am Eingang und Ausgang des Dorfes von je zwei strammen Burschen in Landestracht und mit der Muskete in der Hand bei Tag und bei Nacht bewacht wurde. Nein, von Mann zu Mann wurde über den Weg hinweg eine

schwere eiserne Kette gespannt, um jedem Fuhrwerk, und wäre es der harmloseste zweirädrige Karren mit Kohl oder Zwetschen, das Entrinnen unmöglich zu machen. Befehl von der Regierung an das Bezirksamt, vom Bezirksamt an den Bürgermeister, vom Bürgermeister an die Gemeinde. Diese tat ein übriges. Einige Bauern zogen mit Büchsen und Heugabeln auf die Höhen, für den Fall, daß das Gold etwa in Rucksäcken über alle Berge zu entweichen versuchte. Nicht nur in Schliersee, nicht nur im Bayernland, sondern in jeder Stadt, in jedem Dorfe des großen Deutschland wurde solchermaßen mit allerhand todbringenden Waffen auf fliehende Dukaten gefahndet und dabei hunderte von harmlosen Leuten erschossen, die das Unglück hatten, so auszusehen, als ob sie . . . Das waren die ersten Opfer des Krieges, Deutsche von Deutschen dargebracht auf dem Altar des Vaterlandes.

Wenige Tage später in München. Ein Bankier in der Neuhauser Straße, ein bis dahin ganz verstandesklarer Mann, erzählt mir, glaubte es selber und wird wütend, als ich es zu glauben zögere, daß ganz München von serbischen Spionen wimmele, die als Nonnen verkleidet in der Stadt ihr Unwesen trieben. Bereits habe man angefangen, kurzen Prozeß zu machen und ein Dutzend von ihnen bei Nacht hinter der Frauenkirche niedergeknallt. Und während wir uns noch so unterhalten, er immer eifriger, immer erregter, ich immer skeptischer, ruhiger, wälzt sich lärmend und schreiend ein Menschenschwarm die Straße herauf, einen hohlwangigen, todbleichen Gesellen vor sich hertreibend. Sie zausen und

zerren an ihm herum, reißen ihm die Kleider vom Leibe, schlagen mit Fäusten und Stöcken auf den Wehrlosen ein. Der flüchtet sich in eine Bedürfnisanstalt am Karlsplatz; die Verfolger hinterdrein. Was ists? Wieder eine entlarvte serbische Nonne? Nein, diesmal ausnahmsweise nicht. Der durch die Pforte mit der Aufschrift „Nur für Männer" herbeigeeilte Schutzmann stellt aus dem Munde und den Papieren des halbzutode Geprügelten fest, daß es sich um keine Klosterfrau, keinen Serben, keinen Feind handelt, sondern um einen armen Bundesgenossen österreichischer Nationalität, der seit Jahr und Tag an der Isar alte Kleider ein- und verkauft. Er war dabei erwischt worden, wie er gebrochen Deutsch sprach.

In etwa fünfundsechzigstündiger Eisenbahnfahrt gelang es mir, aus dem total verrückten München nach Berlin zu entkommen. Auf dem Kriegsschauplatze hatten sich inzwischen Anfangserfolge eingestellt. Im Osten hatte man einige russisch-polnische Dörfer erobert, im Westen war die belgische Neutralität verletzt worden. Professor Sombart verherrlichte im Berliner Tageblatt das, was er den Potsdamismus nannte. Allenthalben gab es in Wort und Schrift politisch überhitzte Debatten, als deren gemeinsames Merkmal festzustellen war, daß kein Mensch mehr logisch und sachlich zu urteilen vermochte, am allerwenigsten aber die Staatsmänner, Denker und Dichter. Ein paar Literaten diskutierten im Kaffee des Westens bei damals noch echtem Bohnenkaffee früh, mittags und abends die Schuldfrage. Einer von ihnen, der bis zum Ausbruch des Krieges in Paris gelebt hatte und also bedingungslos die Partei der Franzosen ergriff, obgleich die

ihm bei der Vertreibung aus dem Paradiese kaum das nackte Leben gelassen hatten, behauptete als Vorläufer des Revolutionär Eisner, Deutschland habe bewußt und planmäßig die Katastrophe vorbereitet, genau so wie im Jahre 1870. Jeder, der eine andere Meinung äußerte, war ein Lump oder ein Dummkopf. Ich sehe sie noch beieinander sitzen, flüsternd und gestikulierend, mit leidenschaftlich verzerrten Mienen Zigarettenwolken aus Mund und Nase blasend. Die Wolken waren so dicht, daß manche von ihnen das Portemonnaie nicht fanden, wenn's ans Bezahlen ging. Eines Tages wurden gerade die harmlosesten Besucher dieses Künstlertisches von der Polizei aufgehoben und in Schutzhaft genommen. Ein entrüsteter Patriot hatte sie alle des Hochverrates beschuldigt und auf diese Weise den eigenen taubstummen Bruder ins Gefängnis gebracht. Alles Reden, alles Handeln war eben außer Rand und Band geraten, und wer zu jener Zeit ein ruhiger, unbeteiligter Beobachter hätte sein können, würde heute zur Charakteristik der „großen Zeit" eine Fülle tragikomischer Dokumente beizusteuern in der Lage sein. Ich selbst fühle mich solchen Aufgaben nur in bescheidenen Grenzen gewachsen. Denn meine Seele war natürlich ebenfalls aus dem Gleichgewicht. Ich konnte keine fremdsprachige Zeitung mehr lesen, ohne in Raserei zu geraten. Ich haßte die Idiome unserer Feinde genau so wie die Lügen, die in diesen verbreitet wurden. Allerdings ganz so verblödet wie die Berliner Polizei war ich nicht. Herr von Jagow und seine Mannen purgierten mit ihren Säbeln die deutsche Grammatik. Sie spießten jede Vokabel auf das Schutzmanns-

schwert, deren Abstammung von der Sprache Teuts und Schinderhannes am Alexanderplatz nicht einwandfrei festgestellt werden konnte, und ersetzten sie durch köstlich uniformierte Neubildungen. Ich veröffentlichte damals im Berliner Tageblatt das folgende Spottgedicht:

Ausländerei.

In ernster Zeiten schwerer Not
Erläßt von Jagow ein Gebot,
Das der Berliner Kaufmannsgilde
Jedwedes fremde Wortgebilde
Auf Firmentafeln streng verpönt;
Mein Gott, wir haben uns gewöhnt
An der Befehle Nutz und Frommen,
Zumal wenn sie von oben kommen.
Gehorsam ist des Bürgers Pflicht.
Und also keiner widerspricht,
Daß Präsident und Polizei
Am End' doch auch ein Fremdwort sei.

Wo sind sie hin, die Sprachschöpfungen des Allgewaltigen? wo ist er selbst geblieben und der Geist, in dem er regierte?

Mittlerweile kam der U-Boot-Krieg, und zu den tausend Thematen des Streites gesellte sich ein neues. Eines Tages kam in das erwähnte Kaffee des Westens am Kurfürstendamm ein langhaariger unrasierter Jüngling und verkündete das soeben eingetroffene Wolff'sche Telegramm, die Lusitania sei torpediert worden und mit Maus und Mann untergegangen. Da erhob sich ein hagerer Mensch mit tiefliegenden Augen im verhärmten Gesicht,

trat auf den Sprecher zu und versetzte ihm eine schallende Ohrfeige. Es war der Dichter Leonhard Frank, der Verfasser der „Ursache" und anderer viel bemerkter Romane, der auf solche Weise dem Herold das Datum jenes katastrophalen Ereignisses ins Hirn prägte.

Der Krieg ging verloren. Waffenstillstand wurde geschlossen. Germania, das blonde Haupt tief gebeugt, schritt durch das Kaudinische Joch. Wer nun glaubte, der gemeinsame nationale Schmerz würde die Herzen einigen, die Gedanken klären und dem Volke das beste Teil seiner Tugend, die Besonnenheit wiedergeben, der war in einem traurigen Irrtum befangen. Was einst Dostojewski Deutschland geweissagt hatte, trat ein. Je tiefer unser Volk sank, desto höher loderte der Brand der inneren Selbstzerstörung. Nicht, daß Kronen zertreten, Szepter zerbrochen und die ganze Gottesgnadenherrlichkeit der Könige in den Staub gestürzt wurde, war das Unglück. Aber der jähe Wechsel vom Champagnerrausch des Sieges zur Besoffenheit des Spartacismus erstickte jeden Versuch, Ordnung in die revolutionäre Bewegung zu bringen. Dazu der hirnlose Fanatismus sogenannter führender Geister, die sklavische Nachahmung russischer Anarchie, der dilettantische Idealismus ehrgeiziger Apostel. Daß der Pöbel plünderte, Verbrechern die Gefängnisse öffnete, waren die sichtbaren Wirkungen von Liebknechts und Rosa Luxemburgs Propaganda der Tat, die, Mord und Totschlag predigend, durch Mord und Totschlag gerächt wurde. Auch die Masse gutgesinnter Bürger fühlte den Drang, irgend etwas zu tun, ohne zu wissen was. Die Leute, unfähig zu irgendwelcher vernünftiger Arbeit,

hielten es daheim in ihren vier Wänden nicht mehr aus. Sie liefen auf die Straßen, um zu sehen, zu hören und zu reden. Im Norden und Osten Berlins brüllten die Kommunisten ihr Evangelium des Wahnsinns durch alle Gassen, im Westen forderten Redner von allen möglichen und unmöglichen Fuhrwerken herab das Publikum zu Gegendemonstrationen auf. Der Wittenbergplatz wimmelte von Tausenden aufgeregter Menschen, von denen jeder über Nacht ein Volkstribun geworden war oder zu sein sich einbildete, wie wenn plötzlich ein Riesentollhaus geöffnet wäre, so nahm dieses Treiben sich aus. Überall standen Gruppen, aus deren Mitte irgend eine männliche oder weibliche Gestalt mit heftig arbeitenden Kinnladen und gestikulierenden Armen irgend etwas Unverständliches ins Publikum schrie. In jenen Tagen konnte man am Wittenbergplatz eine interessante politische Kämpferin beobachten. Hoch aufgerichtet stand sie auf einem schäbigen Karren. Leidenschaft sprach ebenso aus ihren Worten wie aus den erregten Zügen des edelgeformten, scharfgeschnittenen Gesichts. Sie wollte die Müßiggänger zum Eintritt in die Reichswehr begeistern und erntete wohl auch hie und da lebhafte Zustimmung. Doch wenn sie diesen oder jenen jungen Menschen gewonnen zu haben glaubte und ihn aufforderte, seinen Namen in die bereit gehaltene Liste einzutragen, drückte sich einer nach dem andern, indem er sie mit ihrem wehenden Haar und ihren flatternden Röcken dem Gelächter des Pöbels überließ. Doch nichts störte die Unermüdliche im Wetteifer, bis sie eines Tages, von vielem Reden und wohl auch vom Hunger erschöpft, in die Arme einer Samariterin fiel.

Auch die Schuljugend war in Aufruhr. Es mag nun ein Jahr her sein, da kam mein Junge mit glühenden Wangen nach Hause und erzählte: „Wir haben einen Schülerrat gebildet, wir setzen den Direktor ab, den Ordinarius und noch zwei andere Pauker, die uns nicht passen."

Ich wollte damals an Haenisch schreiben: „Herr Minister, Sie sind ein über alle Zweifel erhabener, ehrenwerter Mann, aber von Pädagogik, verzeihen Sie gütigst, verstehen Sie nicht einen Deut." Ich habe es auf Zureden meiner Frau unterlassen, hoffend, daß der Wirrwarr in den Köpfen der Gymnasiasten sich legen werde wie in dem Kopfe des Kultusministers. Nun, mein Junge ist denn auch tatsächlich wieder zur Vernunft gekommen und mit ihm seine Kameraden. Vielleicht folgen die Erwachsenen ihnen bald nach.

INHALT

Seite

Theobald Tiger: Entrée 5
Stefan Großmann: Hat Berlin eine Zukunft . . 7
Lothar Brieger: Der Sieg der neuen Kunst . . . 16
Norbert Falk: Theater 31
Rudolf Schanzer: Die populäre Melodie 51
Hans Brennert: Die Straße von Berlin 57
Peter Panter: Berliner Geselligkeiten 71
Artur Landsberger: Berliner Erlebnisse 82
Hanns Steiner: Die tanzende Stadt 88
Margarete v. Suttner: Berlin und die Berlinerin 94
Robert Liebmann: Berliner Nacht 102
F. W. Koebner: Film 111
Paul Günther: Turf 119
Felix Philippi: Alt-Berlin 131
Felix Pinner: Börse 145
Karl Escher: Berliner Schnoddrigkeiten 162
Lothar Schmidt: Die Politisch-Erregten 172

E · S · MITTLER & SOHN VERLAG · BERLIN

ERINNERUNGEN

I. UND II. TEIL

VON

FELIX PHILIPPI

E · S · MITTLER & SOHN VERLAG · BERLIN

S ★ MARGULES
BILDNISSE / ZEICHNUNGEN / GRAPHIK
TAUENTZIENSTRASSE

MARTIN BADEKOW
KURFÜRSTENDAMM 26

DAS KÜNSTLERISCHE BILD